

# Geistige Arbeit

## Zeitung aus der

Verlag Walter de Gruyter & Co  
Berlin und Leipzig

wissenschaftlichen Welt

Berlin, 20. August 1937

25 Pfg. 4. Jhg. Nr. 16

Dr. E. NIENHOLDT

## Der Stand der Kostümgeschichte in Deutschland

Die Kostümgeschichte als exakt betriebene Wissenschaft ist noch recht jungen Datums und kaum über die ersten Anfänge hinaus gediehen. Wenn auch das Interesse an der Tracht so alt ist wie diese selbst und die erste Trachtenliteratur, Darstellungen der Kleidung um ihrer selbst willen, bezeichnenderweise um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit zu erscheinen beginnt, so bleibt es doch erst der kritisch sichtenden, historischen Einstellung des 19. Jahrhunderts vorbehalten, die Geschichte des Kostüms systematisch zu untersuchen. Bei diesen ersten großen Standardwerken der Kostümgeschichte — zu nennen wären hier etwa: Hermann Weiß, *Kostümkunde* 1860—72, I. v. Hefner-Alteneck, *Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des 18. Jhr. nach gleichzeitigen Originalen*, 2. Aufl. 1879—89, Jakob v. Falke, *Kostümgeschichte der Kulturvölker 1880/81*, Alvin Schultz, *Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger 1879/80*, Ders., *Deutsches Leben im 14. und 15. Jhr. 1892* — überwiegt die kulturgeschichtliche Einstellung. Wie schon bei einigen der Titel besagt, wird die Tracht zusammen mit dem Mobiliar und Gerät behandelt, einbezogen in den kulturellen Gesamtzusammenhang mit dem Ziel, die Vorstellungen von Wohn- und Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten vergangener Zeiten und Völker zu bereichern. Erst Hottenroth beschränkt sich in seinem »Handbuch der deutschen Tracht« (1892) allein auf die Geschichte des Kostüms eines Landes und beschreibt es von seinen Anfängen bis an die Grenze der Gegenwart. Das in diesen Büchern zusammengetragene Material ist sehr umfangreich und bisher noch nicht überboten worden. Bildliche und literarische Belege wurden in gleicher Weise gesammelt, um ein abgerundetes Bild von der Tracht der verschiedenen Epochen der Weltgeschichte zu geben und durch das Wort zu ergänzen, worüber das Denkmal oder das erhaltene Original die Auskunft versagt: die Benennung des betreffenden Kleidungsstückes und seine Wirkung auf die Zeitgenossen. Eines nur fehlt allen älteren Kostümgeschichten, die nötige Vorsicht und Kritik gegenüber der von ihnen herangezogenen Quelle, ob bildliche Darstellung oder schriftlicher Bericht. Sie unterscheiden nicht streng zwi-

schen Phantasieformen der Tracht und dem tatsächlich getragenen Kostüm, prüfen auch die schriftlichen Belege nicht genügend auf ihre Zuverlässigkeit. Ähnlich ist auch die neuere, bis in die 20er Jahre dieses Jahrhunderts erschienene Buchreihe »Menschen und Moden« von Max v. Böhn zu bewerten. Sie gibt in unterhaltsamer Form einen Querschnitt durch das Tun und Treiben der menschlichen Gesellschaft im Ablauf der Jahrhunderte, zieht aber gerade im Hinblick auf die Tracht allzu subjektive literarische Quellen zur Beweisführung heran, pikante kleine Erzählungen, die zur Hälfte wahr, zur Hälfte erfunden sein mögen, sowie Memoiren oder Hofgeschichten, deren Gewährsmann oder Urheber gewöhnlich nicht genannt wird.

Nach der Jahrhundertwende setzt dann langsam eine exakte Einzelforschung ein. Der kulturgeschichtliche Standpunkt tritt zurück, und von philologischer Seite bemüht man sich um die Feststellung und Deutung alter Kostümbezeichnungen, mehr noch von kunsthistorischer, um den formalen Wandel der einzelnen Kostümformen innerhalb eines bestimmten Zeitabschnittes und eines lokal genau begrenzten Gebietes. Bahnbrechend hat hier die Dissertation von Paul Post gewirkt über »die französisch-niederländische Männertracht im Zeitalter der Spätgotik« (1910), in der zum ersten Mal eine erschöpfende Analyse der Tracht vorgenommen wird, die jede kleinste Veränderung berücksichtigt. Darüber hinaus wird durch eine vergleichende stilkritische Untersuchung gezeigt, wie sich auch in der Tracht derselbe formende Wille offenbart, der in der gleichzeitigen bildenden Kunst zutage tritt. Den gleichen Weg der Analyse mit anschließender stilkritischer Würdigung beschreiten im Durchschnitt alle folgenden Arbeiten, die die kostümgeschichtliche Untersuchung einer bestimmten Epoche zum Thema haben. Es sind in der Hauptsache Dissertationen, die als Einzeldrucke, in Buchform oder in Zeitschriften erschienen sind, auch ungedruckte befinden sich darunter, alles fleißige Arbeiten, die die Kostümwissenschaft fördern, aber auch, das läßt sich nicht leugnen, vielfach den Stempel einer wissenschaftlichen Erstlingsarbeit tragen. Sie sind ebenso wie die in der »Zeitschrift für historische Waffen- und Kostümkunde«, der

### INHALT

NIENHOLDT: Der Stand der Kostümgeschichte in Deutschland  
DÖLGER: Rom in der politischen Gedankenwelt der Byzantiner  
RÜDIGER: Dülthy und Burckhardt  
NIENHOLDT: Johann Ludwig Engel — ein Lebensbild  
Besprechungen

einzigsten seit 1923 bestehenden kostümgeschichtlichen Fachzeitschrift, veröffentlichten Beiträge wichtige Bausteine für eine künftige große Geschichte der Tracht, die vorläufig noch in weiter Ferne zu liegen scheint. Den Anfang zu einer umfassenden Darstellung der deutschen Tracht gibt Post in sehr knapper und konzentrierter Form in dem in Lieferungen erscheinenden »Deutschen Kulturatlas«, seit Hottenroth der erste Überblick über die deutsche Modetracht in ihrem geschichtlichen Ablauf, leider aber, wie es die Anlage des Kulturatlas' bedingt, auf zu engen Raum zusammengedrängt und daher zu zu kurzer, summarischer Behandlung gezwungen.

Auch mit praktischen schneidertechnischen Fragen hat die moderne Kostümwissenschaft sich verschiedentlich befaßt und entweder aus dem erhaltenen Original, aus der bildlichen Darstellung oder an Hand alter Schnittmuster- und Merkbücher der Schneiderzunft den Schnitt der einzelnen historischen Gewandstücke festzustellen versucht. (E. v. Sichart, *Praktische Kostümkunde* (1926), Marg. Bieber, *Griechische Kleidung* (1928), Mercedes Stoeven, *Der Gewandschnitt in den deutschen Städten des Mittelalters*, Diss. Freiburg 1919 und Helene Dähle in verschiedenen Aufsätzen in der Zeitschrift f. hist. Waffen- und Kostümkunde). Ferner liegen auch neuere volkswirtschaftliche, ökonomische, soziologische und auch psychologische Einzelbetrachtungen über die Tracht vor (Sombart, Steinmetz, Troeltsch, Simmel), die die Kostümgeschichte hinsichtlich ihrer rein formalen Entwicklung nicht weiter berühren, aber wichtig sind für den kulturellen Gesamtzusammenhang, in den die Tracht auf jeden Fall einbezogen werden muß.

Was die Kostümwissenschaft bisher geleistet hat, ist nur ein kleiner Bruchteil von dem, was ihr noch zu tun bleibt, soll zunächst nur der geschichtliche Ablauf der europäischen Modetracht in allen Phasen und Erscheinungsformen einwandfrei aufgezeigt werden. Abgesehen von den genannten zusammenfassenden Werken und verschiedenen allgemein gehaltenen Büchern über die Mode, liegen von deutscher Seite hauptsächlich



Einzeluntersuchungen vor über die Tracht der Griechen und Römer<sup>1)</sup> sowie der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit<sup>2)</sup>; das Mittelalter ist erforscht<sup>3)</sup>, die italienische Trecentotracht<sup>4)</sup>, das französisch-niederländische Kostüm im späten 14. und 15. Jhr.<sup>5)</sup> und die deutsche Tracht etwa bis zum Ausgang des 16. Jhr.<sup>6)</sup>. Die folgende Zeit ist mit Ausnahme einer gründlichen Arbeit über das Kostüm der Blütezeit Hollands<sup>7)</sup> noch recht wenig behandelt worden. So ist vor allen Dingen das Auftauchen lokaler kostümlicher Besonderheiten, im Anschluß daran das Entstehen der städtischen Trachten, das gerade in dem an kleinen und kleinsten Hoheitsgebieten so reichen Deutschen Reich eine besondere Rolle spielt, und schließlich die Absplitterung der Volkstrachten von der Modetracht nur in der älteren Literatur gewürdigt worden (Hottenroth, Deutsche Volkstrachten vom 16. bis zum Anfang des 19. Jhr.). Auch die Herrschaft der französischen Mode in den einzelnen Ländern, die Unterschiede zwischen höfischer und bürgerlicher Kleidung sind noch lange nicht genügend geklärt. Ist in diesen Punkten ausreichend Klarheit geschaffen worden und gibt ein gründliches Lexikon in knapper Form Auskunft über die zahlreichen historischen Kostümbezeichnungen, dann ist auch wieder die Zeit gekommen für eine grundlegende Kulturgeschichte der Tracht, die die älteren Arbeiten nicht nur durch die Exaktheit ihrer Einzelergebnisse übertrifft, sondern vor allem durch die Weite ihres Blickfeldes, in das der gesamte kunst-, kultur- und geistesgeschichtliche Hintergrund mit einbezogen werden muß, aus dem die Tracht der einzelnen Zeiten und Länder erwachsen ist.

<sup>1)</sup> W. Amelung, Die Gewandung der alten Griechen und Römer, 1903.

<sup>2)</sup> Georg Girke, Die Tracht der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 1922.

<sup>3)</sup> Jos. Wirsching, Die Manteltracht im Mittelalter. Diss. München 1915.

Gertrud Basmeyer, Die Gewandung der monumentalen Skulptur des 12. Jahrhunderts in Frankreich, Diss. Frankfurt 1933.

<sup>4)</sup> A. Güdesen in Zeitschr. f. hist. Waffen- und Kostümkunde, Diss.

<sup>5)</sup> Paul Post, Die französisch-niederländische Männertracht im Zeitalter der Spätgotik, Diss. Halle 1920.

<sup>6)</sup> Otilie Rady, Das weltliche Kostüm von 1250 bis ca. 1420 nach Ausweis der Grabsteine im mittelhessischen Gebiet, ungedr. Diss. Frankfurt 1922.

E. Nienholdt, Die bürgerliche Tracht in Nürnberg und Augsburg vom Anfang des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts., ungedr. Diss. Leipzig 1925.

Aenne Liebreich in Jahrbuch f. Kunstgeschichte, Diss. Marg. Ronsdorf, Frauenkleidung der Spätgotik, Diss. München 1931.

Sigrid Flåmmand Cristensen, Die männliche Kleidung in der süddeutschen Renaissance, 1934, Kunstwiss. Studien Bd. 15.

R. Badenhausen, Das spanische Kostüm und seine Bedeutung für die Bühne, Diss. München 1930.

<sup>7)</sup> Frithjof van Thienen, Studien zur Kostümgeschichte der Blütezeit Hollands, 1930, Kunstwiss. Studien Bd. 6.

## BEITRÄGE ZUR KUNSTGESCHICHTE

1.

### Magie und Naturgefühl in deutscher Malerei

Einem Buche ohne wissenschaftlichen Anspruch gelingt es, das Besonderste, nämlich das Magische und die Natureinfühlung der deutschen Malerei zu ihrer Blütezeit weit bildhafter und lebensvoller in Worte einzufangen als gelehrte Abhandlungen gewohnten Stiles. Es ist ein fraulich-subjektives Buch, geschrieben, wie die Verfasserin mitteilt, »aus tiefstem Erleben vor den Bildern selbst« und mit dem Ziel, »besonders bei den Auslandsdeutschen und in der Fremde ein Echo für die ewigen Werte deutscher Kunst wachzurufen«. Dieser Absicht wird richtig gedient, wenn hier die eine, dem Fremden am schwersten zugängliche Seite deutscher Kunst umschrieben wird. Was dazu gehört, Erlebnisfähigkeit und Kraft zu treffend einprägsamer Formulierung, bringt die Verfasserin in bewundernswürdigem Reichtum mit. Sie vermag durch einfache, einführende Beschreibung allbekannter Werke der Malerei und Graphik in schöner und erfinderischer Sprache, wohlthuend frei vom hergebrachten kunsthistorischen »Jargon«, das ihr vom Herzen kommende Anliegen abzuladen, so, daß auch der »Fachmann« nach diesem Buche vieles inniger betrachten wird. Es ist bezeichnend, daß Grünewald und Baldung, Cranach und Altdorfer die Beispiele hergeben, Dürer aber fast verlegen nur gestreift wird. Das Thema bringt es mit sich, daß das ewig Gotische, die Linienausdruckskraft als Treibendes der deutschen Kunst gefeiert wird, mit Blicken rückwärts auf das germanische Tierornament (das man aber nicht Schlangenorament nennen sollte) und vorwärts auf die Romantik und selbst den Expressionismus. Aber die Verfasserin erkennt auch, daß das sachlich Ord nende, in Dürer verkörpert, als anderer Pol notwendige Korrektur bedeutet. Wir wünschen dem Buche die Erfüllung seiner Mission, denn nur selten ist aus so reiner Empfindung »etwas von jenem Rauschen und Weben der Natur zu hören, das wir als eines der größten Geschenke deutscher Kunst empfinden«.

Dr. E. G. Troche  
Breslau

<sup>1)</sup> Hanna Priebsch Closs, Magie und Naturgefühl in der Malerei von Grünewald, Baldung, Grien, Lukas Cranach und Altdorfer. Bonn, Ludwig Röhrscheid Verlag, 1936. RM 2.75.

2.

### Fabelwelt des Mittelalters

Dieses schöne Buch ist eine wertvolle kunstgeschichtliche Arbeit. Sein Titel aber ist irreführend. Der Verfasser sagt selbst »was genau gemeint ist, das ist mit Worten schwer zu umreißen«. Er denkt an dröleries, Laune, Schmucktreib, Anekdote. Aber nicht mit Unrecht sagt man, daß ein klar zuendegedachter Gedanke sich auch in Worte fassen, ja in einen kurzen Titel prägen läßt. Hier ist der Erfinder des Titels (Verfasser oder Verleger?) jedenfalls selbst Schuld daran, daß das Werk nicht in die Hände eines Kunsthistorikers gekommen ist. Er hätte sich sicher dankbar gezeigt für die intimeren Aufschlüsse über die Phantasie- und Zierstücke Lübeckischer Werkleute aus drei Jahrhunderten, wie der weit angemessenere Untertitel des Buches lautet, er hätte sich erfreut an dem feinen, kunstgeschichtlich geschulten Blick, mit dem der Verfasser den vor-

züglichen Aufnahmen Wilhelm Castellis nachgegangen ist. Der Volkskundler aber, an den die »Fabelwelt des Mittelalters« gelangte, schöpft beim Lesen vergeblich von Zeit zu Zeit neue Hoffnung auf die Aufschlüsse, die der Titel ihm zu versprechen scheint: er wird, von Ausnahmen abgesehen, sogar in den beiden letzten Kapiteln (die Erzählung und das Tier), auf die er sich ganz besonders verlassen hatte, enttäuscht. Es sagt ihm nicht viel, wenn er von den Fabelgestalten des Titelblattes erfährt, daß sie »mit ihrem tiermenschlichen Doppelwesen so wuchtig wie unheimlich... die Sokkelzone bilden... das alles verrät Meisterhand« (S. 73, 74), er hätte lieber gehört, was sie ikonographisch verraten. Erklärungen, die für das »Bestien-Wesen« versucht werden, sind zwar psychologisch originell erdacht, befriedigen aber, selbst wenn sie richtig sind, nicht den, der breitere volkstümlich-bildgeschichtliche Aufschlüsse über diese Welt der Bilder erwartet. Am besten scheinen in diesem Sinne die Köpfe vom Gestühl des Domes bedacht, wenn auch gerade diese Köpfe keine Rätsel aufgeben: »Spieltrieb ist oft stärker am Werk als gestaltende Absicht... Das ist Volkskunst im besten Sinne des Wortes«. Wirkliche ikonographische Aufschlüsse wie die »verkehrte Welt« (der Fuchs am Galgen) sind vereinzelt.

Aber vielleicht soll man nicht Deutungen verlangen, wo nicht mehr zu deuten ist, als der durchschnittliche Beschauer ohnehin erkennt. Lehrreiche »Fälle« fehlen vielleicht in Lübeck, und es ist weiter nichts gemeint als die »Lust zu fabulieren«? Aber auch das ist nicht der eigentliche Gegenstand des Buches, sondern, wie gesagt, es ist eine feine, lokal eng begrenzte Kunstgeschichte des mittelalterlichen Lübeck.

Dr. O. Erich  
Potsdam

Fabelwelt des Mittelalters (Phantasie- u. Zierstücke Lübeckischer Werkleute aus drei Jahrhunderten von Carl Georg Heise 120 Aufnahmen von Wilhelm Castellis. Rembrandt Verlag GmbH. Berlin. Geb. RM 6.50. Kart. RM 4.80.

3.

### Die Meißner Bildwerke

Ein Beitrag zur Kunst des Naumburger Meisters.

Es gehört zur ordnenden Arbeit des Kunsthistorikers, auf Grund eingehender Quellenforschung, genauer Denkmälerkenntnis und der Fähigkeit zur Stilkritik anonyme Kunstwerke einzuweisen in eine Schule oder in das Werk eines Meisters. Das Ergebnis ist alsdann mehr als nur eine wissenschaftliche Bestimmung, weil diese für das Werk mit einem Mal zum Blickpunkt wird, seine Mitteilbarkeit steigert und das Eindringen in seine Genesis und sein Wesen erleichtert. Wenn auch die Entscheidung über Wert oder Unwert eines Kunstwerkes unabhängig von seiner Zuordnung oder Namensgebung geschieht oder geschehen sollte, so ist es doch so, daß hier der Autor des Buches über die Meißner Bildwerke, Professor Hermann Giesau in Halle, uns diese neu, gesichert und unverlierbar zu schenken vermag, weil er ursprünglich ihre Reife und künstlerische Kraft erkannte und alsdann durch überzeugende stilkritische Beweisführung die Hand des großen Naumburger Meisters feststellte. Giesaus Untersuchung belegt nicht nur durch Werke auf den früheren Stationen dieses Meisters in Amiens, Straßburg, Mainz und Naumburg die Autorschaft der Meißner Figuren, son-

#### NEUE

#### ANTIQUARIATSKATALOGE

Versende an Interessenten kostenlos:

Kat. 57: Deutsche Literatur. 565 Nrn.

Kat. 58: Kunst—Kunstgewerbe. 150 Nrn.

Im Herbst erscheint:

Kat. 60: Zur Geschichte der Berufe. ca. 800 Nrn.

Antiquariat AUGUST SPÄTH, München, Theresienstraße 18

Versandbereit: Katalog 79: Periodica

In Vorbereitung: Romanistik—Anglistik

GRÄFE UND UNZER / Das Haus der Bücher  
Königsberg Pr. / Europas größte Buchhandlung

Katalog 68: Deutsche Kunst und Kultur / Deutsche Literatur / Kulturgeschichte / Kunstgeschichte / Graphik und Handzeichnungen / Alte Landkarten und Städtebilder.  
2328 Nrn.

KARL & FABER, Kunst- und Literaturantiquariat  
München, Karolinenplatz 1

Soeben erscheint Kat. M. 128:

KOSTENLOS!

POLITIK UND GESCHICHTE

MUNZ & CO., G. m. b. H., Großantiquariat  
Berlin SW 68 Friedrichstraße 16



dern vermag rückschließend von Meißner aus das Naumburger Problem aufzugreifen und zu beweisen, daß die Naumburger Lettnerreliefs fraglos von der gleichen Hand stammen, die man in den Statuen als die des sogenannten Naumburger Meisters bestimmte. Es ist eine mutige Tat Giesaus, diese Meißner Figuren aus der Taufe zu heben, da sie zuvor, wie man leicht beim Blättern kunstgeschichtlicher Bilderbücher feststellen kann, kaum publiziert wurden, im Gegensatz zu der Vielzahl von Abbildungen von den Naumburger Stifterfiguren, die breiten Kreisen vertraut sind. Für Giesau bedeuten die Meißner Bildwerke »eine gewaltige Steigerung des persönlichen Ausdrucks des Meisters selbst . . . eine überraschende Zunahme des inneren Maßes, des Reichtums an Ausdruck und einer Freiheit und Unabhängigkeit der Gestaltung . . .« Hervorragend gute Abbildungen, die gleiche Figur mehrfach von verschiedenen Standpunkten aus und in Details sichtbar, sehr augenfällige Konfrontationen mit den Naumburger Bildwerken und Arbeiten des Meisters anderenorts, unterstützen die gründliche Untersuchung, die vom Morphologischen und Gesinnungsmäßigen her den Nachweis erbringt und schließlich noch den Vorläufern dieser Bildwerke in Obersachsen (die goldene Pforte in Freiberg i. Sa.) nachgeht. Die Vertrautheit Giesaus mit diesem Gebiet, seine jahrelangen Vorarbeiten über diesen Fragenkreis, die vielseitige Vergleichung, ermöglichen nun diese Betrachtung, die dem Leser nicht als auch eine Meinung sondern als Lösung des Problems erscheinen wird.

Dr. Hanna Hofmann

Die Meißner Bildwerke. Ein Beitrag zur Kunst des Naumburger Meisters von Hermann Giesau. Beiträge zur Kunstgeschichte, vierter Band. 1936. August Hopfer Verlag, Burg. 69 Seiten Text, 64 Abbildungen. Preis: 4.—

4.

## Die großen Deutschen im Bild

Vor einem Jahre fand während der Olympischen Spiele die Ausstellung »Große Deutsche in Bildnissen ihrer Zeit« statt, die die Grundlage für das vorliegende Buch bildet und eine Ergänzung zu dem vierbändigen Werk »Die großen Deutschen« des gleichen Verlegers ist. 460 Abbildungen enthält der Band: Bilder der Herrscher und Staatsmänner, Gelehrten, Dichter und Künstler.

Eine solche Sammlung von Bildern wirkt etwas eintönig und ermüdet den Besucher, wenn er sie hintereinander betrachtet. Man kann, wenn das Interesse nicht erlahmen soll, eigentlich nur die Bilder einer Epoche sich vornehmen und zusammenfassen. Dann allerdings bekommen diese Bilder starkes Leben, weil die Zeitereignisse, die man sich vergegenwärtigt, die Phantasie anregen, dann aber auch, weil die Künstler, die die Bildwerke geschaffen haben, neben ihr Werk treten, sich in die Epoche eingliedern und sie durch die Höhe ihres Schaffens künstlerisch charakterisieren. So sind z. B. die Bilder aus der Reformationszeit so groß und lebendig, weil eben in ihnen die große Kunst von Dürer, Cranach, Holbein sich auswirkt. Jeder Beschauer wird aber auch im einzelnen eine Fülle von Bildern finden und sich zu eigen machen, weil diese oder jene Persönlichkeit für seine Bildung und für seine Einstellung zum politischen und kulturellen Geschehen besonders bestimmend ist. G. L.

1) Die großen Deutschen im Bild. Herausgegeben von Alfred Hentzen und Niels v. Holst. Mit 460 Abbildungen. Im Propyläen Verlag Berlin. Geb. RM 10.—

5.

## Kunstgaben

Die silbernen Bücher, die mit Dürers Landschaftsaquarellen ihre Reihe eröffneten, bieten bereits in rascher Aufeinanderfolge acht gut ausgestattete Kunstgaben dar, die von Kennern und Laien in seltener Eintracht begrüßt werden dank einer glücklichen Themenwahl und vor allem des jeweils besten Interpreten dafür.

Wie genußreich ist es, Gerstenberg anzuhören, wenn er liebevoll und eindringlich Dürers Naturstudien nachgeht und in dem siebenten Band der silbernen Bücher »Albrecht Dürer: Blumen und Tiere« feinfühlig aufdeckt: Anteil und Rang dieser Blumen-aquarelle im Gesamtschaffen des Meisters, Dürers Naturgefühl und dessen künstlerische Ausdrucksgebung in seinem und der Zeitgenossen Werk, den Beweggrund für die Wahl (»Liebäugel« als dem spätgotischen Stilgefühl besonders entgegenkommend, »Schöllkraut« als heilkräftig für die Gebrechen der Augen usw.) Die Beschreibung der einzelnen Pflanzen- und Tierstudien ist adäquat nachempfunden dem Bildgehalt.

Für die Einleitung des achten Bandes »Michelangelo: Sixtinaköpfe« zeichnet A. E. Brinkmann als Autor. Spannungsvoll rollt der Werdegang dieser Deckenbilder ab, die gedeutet werden »als Wandel vom gebunden Zyklischen zur typischen Manifestation eines sehr individuellen Künstlertums«. Mit kurzen sicheren Strichen skizziert Brinkmann »den historischen Grund«, jene schicksalhafte Verknüpfung zwischen Michelangelo und Julius II., und meisterhaft deutet er in den einzelnen Sixtinaköpfen die von ihnen ausstrahlende geistige Haltung.

Im gleichen Verlag erschien als Sonderband aus Anlaß der 150. Wiederkehr des Todesstages Friedrichs des Großen ein Bändchen »Fridericianische Schlösser«. Erstaunlich, wieviel die knappbemessene Einleitung aussagt! Ihr Autor Alfred Thon schuf auch die Aquarelle, nach denen zehn farbige Tafeln Ansichten von Innenräumen der Schlösser wiedergeben. Die Frage taucht auf, ob wirklich das Aquarell die gemäße Ausdrucksform ist, um eine lebendige Vorstellung zu geben von der farbigen Schönheit dieser Räume, der Grazie der Ornamente und der architektonischen Klarheit der Linien? Dr. H. Hofmann

Band VII der Silbernen Bücher: A. Dürer, Blumen und Tiere. Einleitung von Kurt Gerstenberg. 10 farb. Tafeln, 6 Textabb. Preis: kart. 2,80 RM.

Band VIII der Silbernen Bücher: Michelangelo, Sixtinaköpfe. Einleitung von A. E. Brinkmann. 10 farb. Tafeln, 3 Textabb., eine Falttafel der ganzen Sixtinadecke. Preis: kart. 2,80 RM.

Sonderband: Fridericianische Schlösser. Einleitung von Alfred Thon. 10 farbige Tafeln nach Aquarellen von Alfred Thon, 8 Holzschnitte im Text von W. Masjutin. Preis kart. 3,40 RM. Sämtlich erschienen im Verlag von Woldemar Klein, Berlin 1936.

6.

## Möbelmalerei in Altbayern

Unser Wissen, oder vielmehr unser Nichtwissen um den Hausrat des deutschen Volkes in der Vergangenheit ist den weißen Flecken unbekannten Landes vergleichbar, in die nur hie und da ein Forscher einige Wege eingezeichnet hat. Von dieser terra incognita hat Torsten Gebhard eine Strecke erforscht. Im Blickpunkt einer deutschen Altertumskunde scheint es nicht eben viel: die Möbelmalerei in Altbayern, in den letzten 300 Jahren, aber dafür ist hier einmal wirkliche Arbeit getan und es sind feste Ausgangspunkte für weitere Forschungen verwandter Art geschaffen worden.

Der Verfasser macht deutlich, daß die Wurzeln der bäuerlichen Möbelmalerei in der

Einlegearbeit aus der Zeit um 1600 liegen. Da die Intarsia in der Fläche arbeitet, so strebt auch die Möbelmalerei ursprünglich nicht dreidimensionale Illusion an, sondern sie ist von vornherein gut geschult in der Beherrschung des rein Ornamentalen. So besaßen jene »Kistler« denn auch eine »feine Witterung für das Übersetzen der natürlichen Holzsadern in ein ornamentales Liniengefüge und ließen es nie zu einem bloßen Abklatsch kommen«. — In besonderen Abschnitten geht der Verf. einzelnen Motiven der Möbelmalerei nach, der Blumenvase, dem Granatapfel, dem Tor-Turm u. a. — Um die Mitte des 18. Jh. fällt eine Periode entschiedenen Aufblühens des handwerklichen Lebens im bayrischen Alpenvorland. In der Möbelmalerei glaubt der Verf. das Jahr 1760 einigermaßen genau als den Zeitpunkt angeben zu können, von dem ab eine neue Art sich durchgesetzt hat. Durch reichliche Verwendung archivalischer Nachrichten über das Kistlerhandwerk entsteht hier ein deutliches Bild der Möbelmalerei für Tölz, Tegernsee, Miesbach und ein Überblick über die angrenzenden Gebiete, die z. T. noch eingehenderer Bearbeitung harren.

Zu den Überblicken über das Handwerk selbst gesellen sich wertvolle Einzelerkenntnisse technischer Art (Ölfarben, Wasserfarben, Marmorierung usw.) und besonders auch soziologischer Art, z. B.: (S. 76, auf das Rottal bezüglich) »Die meisten dieser Schreiner mußten nebenher Landwirtschaft treiben, um sich zu ernähren, und waren ganz auf die Bewohner der Märkte angewiesen; denn das Landvolk ließ seinen spärlichen Hausrat noch vom Zimmermann fertigen, wie die Akten um 1825 zu berichten wissen. Hier haben sich also spätmittelalterliche Züge erhalten.«

In der Zusammenfassung am Schluß des Buches kommt der Verfasser zu entscheidenden Ergebnissen, wie sie nur aus sicher fundierten und selbst erarbeiteten Kenntnissen hervorgehen können. Er kann z. B. feststellen: »daß die Farbe (als Flächenwert) nicht notwendig zum bäuerlichen Möbel gehört, daß die Möbelmalerei zweitens eine Vorliebe germanischer und westslavischer Völker war . . ., daß sie endlich auch bei diesen eine zeitlich und räumlich beschränkte Erscheinung bleibt, die eine bestimmte Höhe des Schreinerhandwerks und der Möbelkultur zur Voraussetzung hatte und im allgemeinen an das Weichholz gebunden war«. . . . Man darf die Farbe als spezifisch altbayerisch nicht zu sehr betonen . . . dagegen wird man . . . als gemein-altbayerischen Zug das ausgesprochene Zurücktreten des Plastischen und das Vorwalten einer derben Farbigkeit anführen können.«

Das Buch Torsten Gebhards wirkt um so erfreulicher, als es in einer klaren und — trotz seines reichen Inhalts — keineswegs anmaßenden Sprache geschrieben ist.

Dr. O. A. Erich  
Potsdam

Torsten Gebhard, Möbelmalerei in Altbayern. München, D. W. Callwey 1937. Geb. RM 7,50.

7.

## Die bildende Kunst in Österreich

Der zweite Band des für den Zeitraum von vier Jahren geplanten Gesamtwerkes »Die bildende Kunst in Österreich« ist nun erschienen. Er umfaßt, umfänglicher noch als der erste Band (Voraussetzungen und Anfänge von der Urzeit bis um 600 n. Chr.), die vorromanische und romanische Kunst von ca. 600 bis um 1250. Mit wissenschaftlicher Strenge und Verantwortung teilen sich



namhafte Autoren in elf Beiträgen diese Aufgabe. Wiederum wie im ersten Band eint die Sachbearbeiter für die einzelnen Gebiete dieser nationalen Kunstgeschichte der gleiche Aspekt, den Strzygowski in einer auch diesen zweiten Band beschließenden Überschau und Einweisung angibt: »In der bildenden Kunst unserer österreichischen Heimat wird es darauf ankommen, daß wir das Einheimische vom Fremden trennen lernen und sehen, ob in der Heimat selbst nicht starke Kräfte stecken.« Auch in der Methodik und Terminologie sind die einzelnen Mitarbeiter diesem Nestor und Mentor der österreichischen Kunstgeschichtler verpflichtet. Strzygowski stellt zugleich die Kernfrage: »Sprachen die Ostalpen, die Donau und Wien bestimmend in Wesen und Werden der Kunst in der Zeit der Karolinger und der sogenannten Romanik mit?«. Er trennt scharf Volk und Macht, in diesem Falle Nordvolk und Mittelmeer-macht als Beharrung und Bewegung, als Bleibendes und Vergehendes, und verlegt den Akzent der Untersuchung auf den Nachweis des Volkhaften und Volksgebundenen in den überlieferten Zeugnissen, die in den vorausgehenden Einzeldarstellungen aufgeführt, beschrieben, gedeutet und eingeordnet werden. Er tadelt die »römische« Weg- und Blickrichtung einer anderen Wiener kunsthistorischen Schule, von der er sagt »sie gingen mit der Macht«. Nahezu alle Beiträge dieses Bandes hingegen gipfeln in der Feststellung, daß letztlich nordische Elemente vorherrschten bzw. sich durchsetzten.

Der Baukunst, Bildnerei und Malerei der karolingisch-vorromanischen Zeit und der Romanik, dem mittelalterlichen Städtebau in Österreich bis zum dreizehnten Jahrhundert, dem romanischen Kunstgewerbe und der österreichischen Buchmalerei des elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts gelten die gründlichen Untersuchungen, Herausgegriffen aus der Reihe der Beiträge, von denen jeder einzeln ausführlich betrachtet zu werden verdient, sei beispielsweise »Die Buchmalerei des 12. und 13. Jahrhunderts in Österreich« von Paul Buberl als ausgezeichnete Darstellung vor allem der Salzburger Malerschule, die im zwölften Jahrhundert für ein Menschenalter die Führung in der Entwicklung der deutschen Malerei errang. Auch in diesem Band ist die nützliche Gepflogenheit beibehalten, für jeden Beitrag das grundlegende Schrifttum anzugeben und durch ein alphabetisches Schlagwörterverzeichnis die Auffindung zu unterstützen. 125 Abbildungen belegen anschaulich den Text.

Dr. H. Hofmann

Die bildende Kunst in Österreich. Vorromanische und romanische Zeit von etwa 600 bis um 1250. Herausgegeben von Karl Ginhart. Verlegt bei Rudolf M. Rohrer in Baden bei Wien. 1937. Preis: RM 12.—

8.

## Angelsächsische Kunst

Die Rolle Islands und der Edda als Abbild und Widerschein südgermanischen Lebens mit allem Gehalt und vielfachen Bezügen ist uns seit Jahren deutlich geworden. Nun liegt der Versuch vor, uns die Insel im Nordwesten, England, unter dem gleichen Blickpunkt zu zeigen. Suse Pfeilstücker unternahm dies in ihrem schönen und reichhaltigen Werk »Spätantikes und germanisches Kunstgut in der frühangelsächsischen Kunst« (Nach lateinischen und altenglischen Schriftquellen<sup>1)</sup>). Und zwar für die wichtigen Gebiete der angelsächsischen Architektur (zerfallend in Wohnbau, Schiffsbaukunst, Heidnische Kultstätten und

Götterverehrung, Kirchenbau), Plastik (Englisches Hochkreuz, Architekturplastik an Kirchen, Grabmal heidnischer und christlicher Zeit, Schnitzereien), Malerei (Tafelbilder und Monumentalmalerei, Angelsächsische Buchkunst), Kunstgewerbe (als besonders wichtiger Abschnitt der über die Schmiedekunst: hier zeigen sich zwar auch fremde Einflüsse, aber diese »hohe Kunst« der Germanen bleibt stets national gebunden!), ferner Glasfabrikation, Möbel und Textilien!

Das gesamte Lebensgut der benachbarten, uns eng verwandten westgermanischen Gruppe der Angelsachsen wird hier zusammengestellt zu einem Bild von großer Deutlichkeit und Farbenpracht. Die scharfen Umrisse können gezeichnet werden, da auf der Insel die Funde für Worte wie für Sachen in Fülle erhalten sind. Was hier weiter besonders wertvoll ist: es sprechen nicht nur fremde Autoren, nein, gerade die heimischen Quellen sind zahlreich und kommen hier sehr gut ausgewertet zu Worte. Die frühere Forschung war geneigt, die angelsächsische Kunst (ganz allgemein, ob es sich nun um Literatur oder andere Gebiete handelte) als abgetrenntes und abgeschlossenes Ganzes zu betrachten. Indes wird uns hier deutlich, wie stark die Zusammenhänge mit dem Festland, dem gemeinsamen früheren Wohnsitz, sind. Auf einen bemerkenswerten Zug wollen auch wir hier verweisen: Die Welle des Christentums flutet von Süden nach Nordwesten, sie kehrt aber von dort wieder und bringt die angelsächsische Kunst mit zum Festland. Wie das Einwirken des Christentums und der Antike aus den festländischen Germanen »Deutsche« machte, so hatten eben die gleichen Mächte: Kirchliches und Spätantikes, die Angelsachsen auf der Insel zu »Engländern« im eigentlichen Sinne gemacht: sie nun beeinflussen wiederum — selbst schon Fremdes aufgenommen und verarbeitet habend — das Festland.

Aus solcher Berührung, Beeinflussung, letztlich vielleicht schon Zusammenarbeit, entsteht wohl von einem Angelsachsen in Deutschland ein Kleinod wie der Thassilokelch.

Das besprochene Werk verdient Beachtung, weil es uns einmal zeigt, wie stark stammesmäßige Bindungen herrschen zwischen der festländischen und der Inselgruppe der Westgermanen. Dann aber möchte man es nicht nur in den Händen von Forschern, sondern auch von Lehrern wissen, die den neu zu gestaltenden Englischunterricht dadurch aufs Beste beleben könnten. B. S.

Dtsch. Kunstverlag. Berlin 1936. Kunstwissenschaftl. Studien. Bd. XIX. Geb. RM 17,50

9.

## Romanische Malerei in Italien

Der Lehrer für Kunstgeschichte an der Kgl. Universität in Mailand, Paolo d'Ancona, hat ein prächtig ausgestattetes Tafelwerk über die Vorläufer Giottos verfaßt, das der französische Verlag mit großer Sorgfalt hergestellt hat. Die wunderbaren Abbildungen (mehr als 100 auf 88 Tafeln) sind hervorragend wiedergegeben, so daß selbst Nuancen der Farbwerte deutlich von einander abgesetzt sind.

D'Ancona beschreibt die bedeutsamen Werke der Mosaikkunst und Wandmalerei, in denen er mit Recht die frühesten Zeugen einer italienischen Malerei sieht. Ohne den Einfluß der byzantinischen Kunst zu bestreiten, zeigt der Gelehrte die Unterschiede auf und weist überzeugend nach, daß diese mittelalterlichen Maler mehr als nur Epigonen sind. Die Kunst von Byzanz brachte das künstlerische Schaffen ganz in Einklang mit der

kirchlichen Liturgie. Seine Formen sind von der neuplatonischen Metaphysik des Lichtes und einem daraus abgeleiteten Rhythmus bestimmt. Die originale Leistung der italienischen Primitiven aber beruht auf der Preisgabe der traditionellen Schönheit ihrer Formeln. Ein neuer Ausdruck wird erlangt, eine unerwartete Durchgeistigung und Durchseelung erreicht, eine »Humanisierung« der Gestalt und des Charakters. Der Verfasser erkennt in den alten, meist mönchischen Meistern die Vorläufer der großen Renaissancekünstler, durch die Italien für ganz Europa zum Vorbild geworden ist.

F. I.

Paolo d'Ancona: Les primitifs italiens du XI<sup>e</sup> au XIII<sup>e</sup> siècle. Les éditions d'art et historique. Paris 1935. 150.— Frs.

10.

## Donatello als Denker

Zwischen den Idealen der Gotik und der Antike sich bewegend, hat Donatellos großartige Ausdruckskraft gerade im Norden innerstes Verständnis gefunden. Kritisch haben W. Bode und A. Schmarsow, als Führende nicht allein für Deutschland, sein Werk gereinigt und geordnet. So bestand schon längst der Boden für eine Darstellung der Persönlichkeit, in deren Bilden und Denken Hans Kauffmann<sup>1)</sup> uns jetzt tiefer einführt. Die neuen, von ihm eingeschlagenen Wege erfüllen neue Forderungen. Unter der naturgegebenen Einteilung in die erste florentiner, die paduaner und die späte florentiner Zeit tritt die Betrachtung morphologisch an das Werden und Wesen der Werkgruppen: die Statue und das Relief, den Altar und das Reiterbild, und schließlich — so ergibt sich notwendig aus Donatellos letztem Bekenntnis zum Persönlichen — an die Themen des Johannes, des David, der Judith, des Erlösers. Auf das einzelne Werk angewandt, besteht diese Gestaltbetrachtung ihre glänzendste Probe: indem sie ikonographisch und thematisch die Vorbereitung eines jeden Werkes bis in die Anfänge, das gotische oder romanische Mittelalter oder die Antike aufdeckt, ergeben sich oft die erstaunlichsten Aufschlüsse. Von der tiefer erfaßten Bindung hebt sich aber umso reiner die eigene Freiheit des Künstlers ab, und der Ort, wo wir ihn wählen sehen (wenn er etwa für die Madonna des Santo sich an eine romanische Ikone in Florenz erinnert), bezeichnet das Wesentliche des Ausdruckes oft treffender als die stilistische Zergliederung. Diese wird freilich keineswegs vernachlässigt, doch ist die eigentliche Stilkritik selten und manchmal mit geringerer Sicherheit geübt — so dürften in der Zuweisung des Petrus an Orsanmichele oder des Hieronymus in Faenza dem Vf. nur wenige folgen wollen. Mit Recht hat Kauffmann auf Donatellos Wesen als Denker seine eigenste Forschung eingestellt. Es ist die zyklische Verbindung der meisten seiner Werke, die diese weit enger als bisher erkannt zusammenschließt und für die innerste Gedankenwelt des Meisters den Schlüssel liefert. Dieses von der Gotik ausgebildete Prinzip gab ihm die Dombauhütte mit, dort bildete Donatello es am Campanile und im Inneren (in dem Glasfenster der Marienkrönung und der hierauf bezogenen Sängerkanzel) fort. Für sein weiteres Werk ergibt diese Betrachtung Folgen von größter praktischer Bedeutung: jetzt wird der richtige Weg zur Wiederherstellung des Paduaner Altarwerkes sichtbar, die Werke für den Medicinalast können — unter Einschluß des ehemals viel früher datierten Bronzedavid — als große Gedankeneinheit zur Verherrlichung des alten Cosimo begriffen werden, und die bisher als unvollständig angesehenen Kanzeln in S. Lorenzo finden eine Erklärung aus Donatellos persönlichstem Erlebnis. Diese einigenden Gedanken in Donatellos Werk hat Kauffmann fast völlig neu entdecken müssen. Daß sie im Streben zum Gesamtkunstwerk gipfelten, läßt uns die innere Verwandtschaft dieses Meisters zum nordischen Gedankenkreis bewußter, sein Schaffen noch wesentlicher werden. Leider wird der inneren Bedeutung dieses Buches sein Äußeres und namentlich der kärgliche Abbildungenteil nicht gerecht.

Dr. E. G. Troche

Berlin

<sup>1)</sup> Hans Kauffmann, Donatello, Eine Einführung in sein Bilden und Denken, Berlin (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung) 1935. Mit 104 Abbildungen auf 36 Tafeln. Preis RM. 24.—



Univ.-Prof. Dr. F. DÖLGER, München

## Rom in der politischen Gedankenwelt der Byzantiner

Unter den wahrhaft großen und bewegenden politischen Ideen der Weltgeschichte ist der Romgedanke einer der wirksamsten, wandelbarsten und langlebigsten. Er ist während des Mittelalters einer der bedeutendsten die gesamte Menschheit verbindenden Gedanken überhaupt, insofern »Rom« seit dem Beginne unserer Zeitrechnung den nahezu magisch gebundenen Sitz des Weltimperiums bedeutet, welches der Oikumene als Hüter der Rechts- und Kulturgemeinschaft zugleich den Weltfrieden verbürgt. Rom als Idee und als Kampfpapare hat jedoch den Glanz der antiken Stadt lang überdauert und ist, in den verschiedensten Umformungen und Wendungen, bis in die Neuzeit herein immer wieder wirksam gewesen: Karl d. Gr., Gregor VII., Cola di Rienzo, Papst Leo X., Cavour sind die kennzeichnenden Namen für ebensovielerlei verschiedene Mächte und verschiedene Ziele, die den Romnamen als Lösung für ihre Bestrebungen benützt haben. So eifrig man nun den geistigen Auswirkungen der Rompropaganda auf den meisten der genannten Gebiete nachgegangen ist, so wenig ist bisher erforscht worden, was der Begriff Rom den Byzantinern bedeutete. Und doch ist gerade dort, in dem mächtigen und glanzvollen östlichen Großreiche des Mittelalters, Romname und Rombegriff mit den höchsten politischen Vorstellungen und Ansprüchen auf das engste verknüpft.

Der byzantinische Reichsgedanke, vom 4. bis 15. Jahrhundert in wechselnder Stärke lebendig, schöpfte das Bewußtsein seines unwiderlegbaren Weltherrschaftsanspruches aus der Anschauung, daß das christliche byzantinische Kaisertum nach dem Weltenplane Gottes infolge der wunderbaren göttlichen Sendung Konstantins d. Gr. die gradlinige und einzig rechtmäßige Fortsetzung des römischen Caesarenreiches sei; die Verchristlichung dieses römischen Weltreiches bedeutete den Byzantinern nicht Auflösung, sondern Erfüllung, letzte und einzige Vorstufe zur Aufrichtung des kommenden, von Christus verheißenen Jenseitsreiches. So bezeichneten sie sich, trotzdem seit dem 7. Jh. nur ein geringer Bruchteil von Untertanen mehr die Sprache der Römer sprach, konsequent bis zum Falle Konstantinopels (1453) als Rhomäer (d. h. Römer); waren sie doch zweifellos die Bürger des seit der Bürgerrechtsverleihung durch Caracalla unter ununterbrochener Herrscherreihe fortbestehenden römischen Reiches, die zugleich die nach ihrer Meinung alleinige Grundlage dieses inzwischen christlich gewordenen Reiches, den orthodoxen Glauben, besaßen, im Gegensatz zu den umwohnenden »Barbaren«. Ihr Gesetz ist das Gesetz der Römer, ihr Kaiser nennt sich — seit 812 demonstrativ — Kaiser der Römer gegenüber den unbegreiflichen Anmaßungen anderer Fürsten. Zahlreiche ins Auge springenden Äußerlichkeiten unterstreichen diesen römischen Charakter des Reiches; so hatte Justinian gewollt, daß die Gesetzesprache die lateinische bleiben sollte; die Kommandosprache des Heeres, die Bezeichnungen hoher Beamten blieben in der Tat noch viele Jahrhunderte lateinisch, als nur wenige Gelehrte in Byzanz noch eine blasse Kenntnis dieser Sprache hatten; die Akklamationen des Volkes an die Kaiser wurden bis mindestens in die Mitte des 10. Jh. (wahrscheinlich länger) großenteils in lateinischer

Sprache ausgeführt, die Münzlegenden blieben bis ins 8. Jh. lateinisch und bis in das 12. Jh. hielten sich in den Kaiserurkunden bestimmte lateinische Formeln, obgleich sie längst nicht mehr verstanden wurden. Dies alles trotz des schon frühzeitig einsetzenden Mißtrauens gegen die »Lateiner«, wie man verächtlich die Angehörigen der westlichen Nationen zu bezeichnen pflegte.

Man wundert sich unter diesen Umständen, in der Literatur der Byzantiner nur gelegentlich und nur schattenhaft einer geschichtlichen Erinnerung an die alte römische Größe zu begegnen. Wie die Kenntnis des Lateinischen in Byzanz nur ganz selten und unvollkommen zu finden ist, so ist auch die eigentliche Kenntnis der Geschichte des alten Rom im allgemeinen auf eine summarische Vorstellung von Kraft und Heldentum zusammengeschrunpft, die sich meist nur noch in der Nennung der gleichermaßen mythisch gewordenen Namen Romulus, Caesar und Augustus verrät. Immerhin wird in Vergleichen, anfeuernden Feldherrnreden oder auch in schwermütiger Klage nicht ganz selten römische Tapferkeit und römische Heldenkraft beschworen, Römerstolz und Römertugend als Vermächtnis der Vorfahren gepriesen. Bei den Hochgebildeten findet sich dann und wann sogar eine Kenntnis der Namen Scipio, Cato und anderer Helden, doch verrät ihre Verwendung, daß sie eher der Beispielsammlung des Schulheftes als einer wirklichen Kenntnis der römischen Geschichte entstammen. Beliebt ist, besonders bei Kaisern, welche als Usurpatoren auf den Thron gekommen sind, aber auch bei anderen hervorragenden byzantinischen Familien, die phantastische Zurückführung des Stammbaumes auf altrömische Geschlechter.

Seine besondere Bedeutung freilich hat der byzantinische Romgedanke im politischen Kampfe gewonnen, sei es im kirchenpolitischen Machtkampfe, sei es in der Auseinandersetzung des byzantinischen Kaisertums mit den westlichen Ansprüchen. Wieder ist es Konstantin d. Gr., auf den jegliche Rechtsentwicklung zurückgeführt wird. Schon seit dem 2. Jh. hatte die römische Kirche begonnen ihren Vorrang vor den übrigen Kirchen des Erdkreises zu betonen, indem sie diesen Anspruch wesentlich auf die Gründung der römischen Kirche durch Petrus, den Erstberufenen der Apostel und ersten Bischof von Rom, stützte. Andererseits hatte sich die Gliederung der Kirche von Anbeginn an der politischen Provinzeinteilung des römischen Reiches angepaßt, sodaß u. a. das Ansehen der Bischofsstühle nach der politischen Bedeutung des Sitzes bemessen wurde, eine Auffassung, welche auch im ersten Reichskonzil, der von Konstantin d. Gr. berufenen Synode von Nikaia (325), unausgesprochen ihre Bestätigung gefunden hatte. So ergab sich aus der Tatsache der Begründung Konstantinopels als zweiter Reichshauptstadt durch Konstantin d. Gr. nach byzantinischer Auffassung die Berechtigung zur kirchlichen Gleichstellung mit Rom, später, mit dem sinkenden politischen Ansehen Roms, sogar zu einer Vorzugsstellung Konstantinopels Rom gegenüber. Es ist eine Folge dieser reichskirchlichen Betrachtungsweise, daß schon im Laufe des 4. Jh., als die Neugründung Konstantins mächtig aufblühte, die in den Quellen vor 381 nicht belegbare Legende auftaucht, Konstantin

habe seiner neuen Stadt den Namen »Neues Rom« verliehen, während er sie nachweisbar nur als »zweites Rom«, d. h. als zweite Reichshauptstadt, bezeichnet hat. Diese Auffassung vom »Neuen Rom« wurde in der Tat durch die Beschlüsse der Reichskonzilien von 381 und 451 reichsgesetzlich verankert und der Bischofsstuhl von Konstantinopel demjenigen von Rom zunächst gleichgestellt: die Bischöfe von Konstantinopel haben seit 451 die Bezeichnung eines Bischofs des »Neuen Rom« aufgenommen und bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Das neue Schlagwort bot aber noch ganz andere Möglichkeiten der Ausbeutung. Wir sehen seit dem 6. Jh. in steigendem Maße in der byzantinischen Literatur einen Gedanken-gang Boden gewinnen, der in zweierlei Form in den Dienst der politischen Propaganda Ostoms tritt: 1) das »neue Rom« hat von dem großen Konstantin die Aufgabe erhalten das alte Rom als Haupt des Erdkreises überhaupt zu ersetzen: eine Art byzantinischer Translationstheorie; 2) nach einer Art von Naturrecht hat das neue, d. h. (gemäß dem Doppelsinn des griechischen »nea«) das junge, das frische, das lebenskräftige Rom das Herrschaftsrecht gegenüber dem alten, d. h. altersschwachen, verfallenden Rom. Diese Gedankengänge entwickeln sich besonders in der leidenschaftlichen Abwehr der westlichen Bestrebungen der Renovatio imperii, welche an den Romgedanken anknüpfen, und erreichen ihren Höhepunkt im 12. Jh., im Zeitalter des Kampfes der erobertüchtigen Komnenen mit den stolzen Staufern um den Weltkaisertitel.

Der byzantinische Kaiser ist durch alle Jahrhunderte hindurch rechtlich unbestritten und somit auch tatsächlich der oberste Herr des Staates und der Kirche gewesen. Aus dieser engen Verbindung von Kirche und Staat erklären sich ohne weiteres die weitreichenden kirchenpolitischen Bestrebungen der Bischöfe von Konstantinopel; so erklärt es sich auch, daß seit dem 7. Jh. gelegentlich Versuche des Patriarchen bemerkbar werden, die kirchliche Gleichstellung mit Rom durch einen kirchlichen Vorrang zu ersetzen. Der erste konsequente und infolge seiner hohen Bildung und seines glühenden Ehrgeizes gefährliche Verfechter dieses Gedankens ist aber erst der gewaltige Patriarch Photios im 9. Jahrhundert, derselbe, der es, freilich vergeblich, auch versucht hat, die Kirche in Byzanz von ihrer Abhängigkeit vom Kaisertum zu lösen und die Zweigewaltentheorie dort gesetzlich zu verankern. Diese seine Anstrengungen, den kirchlichen Primat für Konstantinopel zu gewinnen, machen erst die sonst kleinlich erscheinenden Vorwürfe verständlich, welche er bekanntlich wegen angeblicher dogmatischer und liturgischer Irrtümer gegen die römische Kirche erhoben hat: es sollteargetan werden, daß Rom infolge von »Häresie« seine geschichtlich nicht wegzuleugnenden kirchlichen Ehrenvorrechte verwirkt habe und damit auch seine Ehrenvorrangrechte von selbst auf Konstantinopel übergegangen seien.

Andererseits hatte die römische Kirche die Gefährdung ihrer Primatsansprüche durch die reichskirchliche Theorie der Byzantiner längst erkannt und ihr, ebenso wie der lästigen Bevormundung durch den byzantinischen Kaiser, seit der zweiten Hälfte des 8. Jh. jene weltberühmte Fälschung entgegengestellt, welche man als die Konstantinische Schenkung zu bezeichnen pflegt. Ihr zufolge sollte es wiederum der erste christliche Kaiser,



Konstantin d. Gr., gewesen sein, welcher bei der Verlegung seiner Residenz nach Konstantinopel dem römischen Bischof Silvester als dem »Stellvertreter Christi und Nachfolger des hl. Petrus« die »höchste Würde über allen apostolischen Stühlen« übertragen hätte, eine Würde, welche selbst »die Kaiserwürde überragen« und im Tragen kaiserlicher Abzeichen durch den Papst ihren äußerlichen Ausdruck finden sollte. Der Kaiser hätte seine Residenz nur deshalb nach Konstantinopel verlegt, weil es »sich nicht gezieme, daß der irdische König da seinen Sitz habe, wo dem Haupte der Christenheit sein Platz angewiesen sei«. Die Byzantiner haben, soviel ich sehe, niemals die Echtheit dieses Dokumentes im ganzen angegriffen, sondern den Gegenstand dadurch geführt, daß sie ihm diejenigen Stellen entnahmen, welche für ihre eigenen Ansprüche verwertbar erschienen. Sie verknüpften den (willkürlich ausgelegten) Anfangssatz der Urkunde mit der an späterer Stelle stehenden Mitteilung von der Verlegung des Kaisersitzes nach Konstantinopel und betonten, daß Konstantin ja das Kaisertum mit dem ganzen Senat und mit sämtlichen hohen Beamten nach Konstantinopel verpflanzt habe, sodaß offenbar für Rom von der kaiserlichen Macht, aber auch von ihren Akzidentien, nichts übrig geblieben sei. Prüft man die Schriften der Byzantiner durch, so bemerkt man, daß die Konstantinische Schenkung in dieser Umgestaltung eine viel stärkere Bedeutung für die dortigen politischen Theorien gehabt hat als bisher erkannt worden ist.

Glaubte man nun auch auf seiten der Byzantiner den unberechtigten römischen Machtansprüchen vom Standpunkt der reichskirchlichen Auffassung aus wirksam entgegengetreten zu sein, so blieb auf seiten Roms doch noch jene alte traditionalistische Begründung des römischen Vorrangs durch Berufung auf den ältesten Apostel als Gründer. Aber auch da wußte sich die byzantinische Propaganda zu helfen. Zu unbestimmter Zeit, sicher nicht vor dem 7., wahrscheinlich kaum vor dem 9. Jh. bildet sich in Byzanz die Legende von der Begründung des dortigen Bischofssitzes durch den Apostel Andreas, den »Erstberufenen«, d. h. den als ersten mit Namen benannten Jünger Christi, welcher Christus erst seinen Bruder Petrus zuführte. Wir haben Anlaß zu der Vermutung, daß es wiederum Photios war, der diese Legende auf Grund einer schon länger bestehenden Verehrung des Apostels zur Grundlage eines weiteren Angriffs auf die Altersrechte von Rom machte. Erst zu seiner Zeit finden sich die ersten sicher datierbaren schriftlichen Aufzeichnungen der Legende und in seinem großen Exzerptenwerk (der »Bibliothek«) steht ein Abschnitt aus einer sonst nicht nachweisbaren Predigt eines Presbyter Hesybios von Jerusalem (in dem wohl jeder Leser den hochangesehenen Kirchenvater des 5. Jh. erblicken mußte), in welcher Andreas in den höchsten Ausdrücken gepriesen und als der »Petrus vor Petrus« bezeichnet wird. In der frühesten byzantinischen Kirchengeschichte nach Photios (aus dem 14. Jh.) ist die Gründung des Bischofssitzes von Byzanz durch den hl. Andreas bereits als geschichtliche Tatsache verzeichnet und eine erdichtete Bischofsliste bis zum 4. Jh. hinzugefügt.

So ist der Romgedanke in Byzanz, teils in echter und gerechtfertigter staatsrechtlicher Tradition, teils durch zweifelhaft begründete Aneignung und Umdeutung des Romnamens, teils als heftig und mit allen Mitteln um-

kämpftes Symbol älterer Machtansprüche von größter Bedeutung für die Ausgestaltung der politischen Anschauungen der Byzantiner gewesen; im Kampf um »Rom« spiegelt sich die weltgeschichtliche Auseinandersetzung der beiden Großmächte des Frühmittelalters. Auch nach dem Falle von Konstantinopel im Jahre 1453 hatte der Romgedanke im Osten seine Rolle nicht ausgespielt: der Großfürst von Moskau, nun der mächtigste Fürst der östlichen Christenheit, hat mit dem Ansprüche auf den Schutz des rechten Glaubens auch die Kampfpapare vom »Neuen Rom« übernommen.

F. Dölger: Der Romgedanke in der Gedankenwelt der Byzantiner, Zeitschrift für Kirchengeschichte 56 (1937) 1-42.  
J. Hergenroether. Photios, Patriarch von Konstantinopel, 3 Bände. Regensburg 1867-1869.  
Hildeg. Schäfer, Moskau, das Dritte Rom. Hamburg 1929.

## Der Tondo

In einer weit ausholenden, ausgezeichneten Untersuchung, wie sie schon von Jacob Burckhardt als wünschenswert empfunden wurde, behandelt M. Hauptmann Ursprung, Bedeutung und Geschichte des Tondo in der italienischen, vornehmlich der florentinischen Kunst. Gerade Florenz hat zur Zeit seiner höchsten künstlerischen Blüte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine auffallende, nirgendwo sonst anzutreffende und bisher grundsätzlich noch nicht geklärte Vorliebe für das im reinen Kreise beschlossene Bild und die damit verbundenen formalen Probleme gezeigt, eine Vorliebe, die der Verf. als reinste Ausprägung florentinischer Wesensart überhaupt zu deuten unternimmt. — Das Medaillon der antiken sowie die Glorie der frühen christlichen Kunst, beide schon bald miteinander verschmolzen, bilden die Grundlagen des eigentlichen Tondo, der sich als selbständiges gerahmtes Bild aber erst im Verlaufe des 15. Jahrhunderts aus den größeren Formzusammenhängen löst, in die ihn die der isolierenden Sonderung und geometrisch reinen Ausprägung der Einzelform widerstrebende Gotik eingespannt hatte. Florenz war zur Geburtsstadt der zu Selbständigkeit erwachenden Bildgattung ausersehen, weil das Streben nach starker Betonung des Einzelnen, der Wille zur Begrenzung, Sonderung und Eigenbedeutung der Teile innerhalb des Ganzen eine durch die Jahrhunderte wirksame Grundvoraussetzung seines Kunstschaffens gewesen ist. Solche als »proportional« gekennzeichnete Gesinnung, die schon die Elemente gotischen Stils weitgehender Modifizierung unterworfen hatte, fand ihre erste ganz reine Verkörperung im Werk Brunelleschis. Seine in geometrischer Klarheit gefügten Bauten verwenden das Rund als ein plastisch dem Hintergrund aufgesetztes, ablösbares, selbständig in eigener Rahmung lebendes Gebilde, zu den korrespondierenden Formen der Umgebung nur durch die Proportion in Beziehung gesetzt. Plastik und Malerei fanden hier alle Voraussetzungen und Anregungen gegeben, sich der Kreisform zu bemächtigen und sie mit ihrem Leben zu erfüllen: im Tondo wird sich von nun an auf ein halbes Jahrhundert die Florentiner Kunst am reinsten und eigentümlichsten verkörpern.

Venedigs als »relational« gekennzeichnete Kunstanschauungen sind dem florentinischen Willen in jeder Weise entgegengesetzt; gegen eine Teilung begrenzter Flächen in gesonderte Felder steht in Venedig der Wille zur Wirkung des architektonischen Gesamtgebil-

des, zur Angleichung der Einzelformen aneinander, zu farbig entmaterialisierter Flächendekoration. Nicht umsonst ist in Venedig das Breitbild das bevorzugte Format. Solch wesensverschiedene Anlagen beider Städte werden über die Gebiete bildender Kunst hinaus in die Literatur, ja bis in den Volkscharakter als solchen verfolgt.

Bevorzugtes, fast ausschließliches Thema des florentinischen Rundbildes ist die Madonna, öfters, vor allem in der Malerei, zur Heiligen Familie erweitert. Mit der konsequenten Bemühung um die Bewältigung der durch das Format gegebenen Kompositionsprobleme setzt zunächst die Plastik ein, die in B. Rossellinos Brunigrab (nach 1444) den Prototyp der ganzen Gattung aufstellt. Desiderio und A. Rossellino folgen, Benedetto da Majanos Tondo am Strozzigrab (1490/92) gibt eine erste rein ausgewogene Lösung. In Michelangelos Jugendwerken machen sich schon die ersten Anzeichen einer kommenden Sprengung der Bildform bemerkbar. — Die Malerei, die mit Domenico Venezianos Berliner Anbetung der Könige um 1430-35 ihr erstes rundes Andachtsbild schafft, nimmt die Tondokomposition trotz gelegentlicher Versuche doch erst etwa um 1475 im Anschluß an die Plastik in größerem Maße auf. Die erste Zeit einer allmählichen Eroberung der neuen Bildgattung kennzeichnet die Durchsetzung der Kreisfläche mit großen, dem Rahmen sich anfügenden Einzelformen (Signorellis Hl. Familie, Botticellis Magnificatmadonna), das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts bringt eine gewisse Auflockerung, Wendung zu vierteiliger Kleinheit; das Räumliche der Darstellung überwiegt die Bindung an den Rahmen, die in der letzten Periode bei einer neuen Wendung zu großer Figur wieder Grundvoraussetzung wird. Michelangelos Donimadonna gibt eine einmalig neue Lösung in der Vereinigung und Durchdringung der peripherischen, vom Rahmen her gesehenen mit der zentralen, die Mittelachse betonenden Komposition; Erfüllung und Höhepunkt des Tondo-Gedankens ist Raffaels Madonna della Sedia.

Als Rom mit dem 16. Jahrhundert die führende Rolle übernimmt, ist die eigentliche Zeit des Tondo vorüber. Das Stilwollen des Manierismus und werdenden Barock strebt wieder nach Bindung und Angleichung des Einzelnen an seine Umgebung, der Kreis wird zum Oval entwertet und als solcher beliebtes Bildformat der folgenden Jahrhunderte. Der Tondo bleibt ein zeitlich eng begrenztes Kapitel florentinischer Kunstgeschichte, die eigenste Verkörperung florentinischen Geistes, der im 15. Jahrhundert damit »seine Idee auf den Gipfel gebracht hat«.

Dr. Jan Lauts

Moritz Hauptmann, Der Tondo. Ursprung, Bedeutung und Geschichte des italienischen Rundbildes in Relief und Malerei. 1936, Verlag V. Klostermann, Frankfurt/M. 329 S., 138 Abbild. Preis br. RM. 18.50.

### DIE BILDENDE KUNST IN ÖSTERREICH

1. Voraussetzungen und Anfänge. 192 Seiten u. 32 Kunstdrucktafeln mit 161 Abb. 8°. br. RM 11.—, geb. RM 12.—  
2. Vorromanische und romanische Zeit. 218 Seiten und 32 Kunstdrucktafeln mit 125 Abbildungen.  
br. RM 11.—, geb. RM 12.—

Unter Mitarbeit erster Fachleute herausgegeben von KARL GINHART

Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft, Wien: Der reichhaltige Bildteil bringt in vorzüglichen Wiedergaben neben unbedingt notwendigen Hauptwerken unveröffentlichte Denkmäler; er wird dadurch zum Bildatlas der bildenden Kunst in Österreich.

Deutsche Kunst- und Denkmalspflege, Berlin-Wien: Durch dieses großangelegte Werk, das zum erstenmal die gesamte Kunst Österreichs wissenschaftlich zusammenfaßt, haben sich alle Beteiligten ein bleibendes Verdienst erworben.

Justus Schmidt

VERLAG RUDOLF M. ROHRER, BADEN bei WIEN



Prof. Justus Hashagen, Hamburg

## Die Staufische Renaissance

Gab es eine Staufische Renaissance? Man kann zu dieser Frage von drei verschiedenen geschichtlichen Standorten aus Stellung nehmen. Am nächsten liegt es, sich zunächst im Zeitalter der späteren »großen« Renaissance zu postieren und von da aus einen vergleichenden Rückblick auf die Staufische Renaissance zu werfen. Man braucht dabei über die zwischen Jakob Burckhardt und Konrad Burdach den Renaissancebegriff betreffenden strittigen Fragen keine Entscheidung zu fällen, da beide in dem für jenen vergleichenden Rückblick auf die Staufische Renaissance bedeutungsvollen Grundgedanken einig sind: daß man von einer Renaissance nur sprechen könne, wenn eine wirkliche innerliche Aneignung und positive Bewertung gewisser klassischer Kulturgüter vorliegt.

Dafür fehlt es nicht an Beispielen aus verschiedenen Gebieten der Staufischen Kultur, aus der Philosophie, aus der Geschichtsschreibung, besonders in Italien und in England, aus der Jurisprudenz und aus mancher grundsätzlichen Äußerung über das Erbe der Antike, seine Anerkennung, Bewertung, Hochschätzung. An manchen Stellen sind damit die inneren seelischen und geistigen Vorbedingungen für eine wirkliche Renaissance schon im Zeitalter der Stauer erfüllt. Man stößt auf Vorläufer und Anfänger eines nicht mehr nur an Äußerlichkeiten haftenden Humanismus.

Wenn man damit weiter vertraut wird, so hält man dann um so lieber in der Staufischen Zeit selbst Einkehr, um eine weitere für die positive Behauptung von der Existenz einer Staufischen Renaissance günstige Feststellung zu wagen. Denn diese Renaissance ist in der Stauerzeit bei näherem Zusehen nichts Überraschendes, und zwar deshalb nicht, weil sie nur ein Spezialfall einer ganz allgemeinen Verweltlichung der Kultur ist, die in dieser Periode weiter um sich greift als jemals zuvor im Mittelalter. So tritt diese Staufische Renaissance erst als besonders kräftiges Symptom einer allgemeinen Verweltlichung in das rechte Licht. Denn wenn sich auch die Kirche wie immer erfolgreich bemühte, die Antike sich anzugleichen und in ihren Dienst zu stellen, so gelang dieser Versuch desto länger je weniger restlos; denn die Antike enthielt nicht angleichbare Elemente des Heidentums, die nun eben jetzt von den Laien aufgegriffen wurden.

Ein Rückblick endlich von der Staufischen Periode auf die sogenannten Renaissance des früheren Mittelalters, die Ottonische und die neuerdings in neues Licht gerückte Karolingische Renaissance, zeigt deutlicher als irgend etwas anderes die Überlegenheit und die überragende Stellung der Staufischen Renaissance schon als einer wirklich innerlichen Erneuerungs- und bewußten Verweltlichungsbewegung gegenüber den fast nur rein äußerlichen Bemühungen der älteren Zeit.

Nicht nur, daß die Grundlage jetzt außerordentlich verbreitert wird und früher unberührte Kulturgebiete wie die Jurisprudenz und die Rechtspflege (freilich nach einer gewissen Vorbereitung im Zeitalter der Salier) energisch in dem neuen antikisierenden Sinne angebaut werden: auch die Organisation des klassischen Unterrichts macht jetzt

große Fortschritte, besonders in der Schule von Chartres. An ihr hat Johann von Salisbury gelernt, der zu einer Reihe namhafter Persönlichkeiten gehört, die sich im Zeitalter der Stauer in den Dienst der Antike stellten und sich von ihr innerlich anregen und befruchten ließen. Von einem Deutschen, dem Bischof Konrad von Hildesheim, später von Würzburg, hat der deutsche Geschichtsschreiber Arnold von Lübeck, V 19, aus dem Jahre 1196 eine eifrig antikisierende italienische Reisebeschreibung überliefert. Manch anderer schriftstellender Geistlicher wurde unter dem Einflusse der Antike zur Herabstimmung seines christlichen Rigorismus veranlaßt.

Wenn nun die Existenz einer Staufischen Renaissance gesichert und sie im ganzen Umfang ihrer vielseitigen Gestalt und Auswirkung beschrieben ist, taucht von selbst die Frage nach den Gründen dieser dem Mittelalter in dieser Reichweite bis dahin fremden Erscheinung auf. Da ist mit Recht immer wieder darauf hingewiesen worden, daß es im europäischen Abendlande Gebiete gab, wo der Zusammenhang mit der Antike niemals ganz unterbrochen oder abgerissen war. An der Spitze dieser Gebiete steht aus nahe liegenden Gründen Italien, besonders das normanisch-staufische Unteritalien, wo sich zu den altantiken neubyzantinischen Einflüssen gesellen. Es müssen aber auch in den Westländern, in Frankreich und in England, noch starke Überbleibsel antiker Kultur vorhanden gewesen sein. Hinter diesen als Nährböden der Staufischen Renaissance bevorzugten Ländern stehen andere sichtlich zurück, wie die iberischen, wo maurische und jüdische Einflüsse eine für die Antike ungünstigere Lage hervorrufen. Etwas Ähnliches gilt von den germanischen Gebieten und von Deutschland. Doch darf man nicht vergessen, daß die heute vielfach verkannte Italienpolitik der deutschen Könige und Kaiser auch allerlei Einfallstore in die Bereiche des klassischen Altertums öffnete. Etwas Ähnliches gilt auch von den Kreuzzügen. Vor allem aber war die Kirche auch in Deutschland die Hüterin eines Teiles des antik-heidnischen Erbes. Wie dies Erbe zu beurteilen und zu verwerten sei, darüber machten sich die gebildeten Laien auch in Deutschland nicht selten ihre eigenen Gedanken, die leicht den kirchlichen Rahmen sprengen konnten. Die Männer der Kirche bekämpften das, aber nicht ohne selbst unter den verweltlichenden Einfluß der Antike zu geraten, wie Thomas von Aquino, als er keinen Anstand nahm, dem bisher von den klerikalen Schriftstellern verunglimpften Staate mit Hilfe des Aristoteles seine weltliche Würde zurückzugeben. Auch diese große Figur gehört deshalb in die Geschichte der Staufischen Renaissance.

### Literatur:

- Ch. H. Haskins: *The Renaissance of the 12th century* 1927.  
Lynn Thorndike: *Science and Thought in the 15th century*, 1929 (günstig für die Staufische Renaissance).  
M. Manitius: *Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters*. 3 Bände. 1930.  
F. Siebert: *Der Mensch um 1300 im Spiegel deutscher Quellen: Historische Studien* 206, 1931.  
J. Hashagen: *Über die ideengeschichtliche Stellung des staufischen Zeitalters: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literatur- und Geistesgeschichte* 9, 1931.  
G. Paré u. a.: *La Renaissance du 12e siècle*, 1933.  
J. Spörl: *Grundformen hochmittelalterlicher Geschichtsanschauung*, 1935.  
H. Benary: *Die säkularisierende Wirkung der Kreuzzüge*. Hamburgische Dissertation, 1937.

## BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE

I.

### Geschichte der deutschen Landwirtschaft des Mittelalters

In dem Nachlaß des 1927 verstorbenen bekannten Historikers G. v. Below hat der Herausgeber ein Bruchstück zu einer Geschichte der deutschen Landwirtschaft aufgefunden und in dem vorliegenden Buch zur Veröffentlichung gebracht. Lütge, ein Schüler v. Belows, der selbst bereits stattliche Leistungen auf dem Gebiete der Wirtschaftsgeschichte aufzuweisen hat, vermied es, eine Ergänzung der Arbeit vorzunehmen. Mit Recht. Aber er hat in dankenswerter Weise als guter Kenner des Stoffes doch in den Anmerkungen Hinweise auf neuere Literatur und auch auf abweichende Ansichten geboten, die jedenfalls sehr nützlich sind.

Das Ms. v. Belows gliedert sich in drei Abschnitte: 1. die Grundlagen (die Urzeit) S. 1—28. 2. die Ausbildung der großen Grundherrschaften (von der Völkerwanderung bis zum Ausgang der Karolinger) S. 29—59. 3. die Agrarverfassung der Feudalzeit (vom Ausgang der Karolingerzeit bis zum Ende des Mittelalters) S. 60—114. Die beiden ersten Abschnitte behandeln jeweils A. die Eigentums- und Besitzverhältnisse, B. die technische Seite der Landwirtschaft. Im dritten Abschnitt ist nur mehr der erste Teil (A) vorhanden.

v. Below, der übrigens die »Urzeit« doch in dem früher üblichen Sinne als die Periode um Christi Geburt auffaßt, was heute wohl angesichts der prähistorischen und frühgeschichtlichen Forschung kaum mehr zutrifft, wendet sich gegen die Theorie, daß die Germanen noch Nomaden waren, und faßt die Berichte Cäsars als kriegerischen Ausnahmezustand auf. Immerhin glaubt er, daß das Ackerland im Eigentum der Gemeinde stand und in gleichem Ausmaß den einzelnen Familien oder Haushalten nur zur Nutzung überwiesen wurde. v. Below sucht hier einen Mittelweg zwischen der Juristenlehre, die einen Agrarkommunismus der alten Germanen annimmt, und neueren wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Forschungen, einzuhalten, der freilich zu großen Schwierigkeiten führt.

Die Ausbildung der großen Grundherrschaften setzt v. Below relativ spät an. Er meint, das Sondereigentum am Ackerland erscheine erst seit der Völkerwanderung. Das ist freilich eine sehr unbestimmte Zeit; denn die Zeit der Wanderungen dauerte bei den Germanen mindestens sechs Jahrhunderte. Die Grundherrschaft war sicher schon zur Zeit des Tacitus vorhanden. Daß der Unterschied zwischen der Urzeit und der späten Karolingerzeit sehr bedeutend ist, wird niemand leugnen wollen. Aber alle die Motive, welche in letzterer die Ausbildung der großen Grundherrschaften hervorgerufen haben sollen, waren doch auch beträchtlich früher schon vorhanden.

Das wertvollste Kapitel ist jedenfalls das letzte, da hier v. B. besonders wichtige Arbeit in seinen zahlreichen großen Werken geleistet hat. Bei der wichtigen Frage der ostdeutschen Kolonisation würde ich gerne die Bedeutung des Südostraumes stärker hervorgehoben sehen: Österreich, Steiermark, Tirol, Kärnten und Krain haben zur selben Zeit wie



der Nordosten doch auch eine ganz kolossale Ausbreitung des Deutschtums erlebt; auch hier wurde ein Landausbau durchgeführt, der jenem ebenbürtig ist und keineswegs mit dem 12. Jahrhundert seinen Abschluß fand.

Bei der Darstellung der Auflösung der Villikationsverfassung folgt v. B. etwas zu sehr den Ausführungen W. Wittichs, die doch nur für Nordwestdeutschland Geltung haben. Mit Recht betont der Herausgeber, daß da sehr wesentliche Unterschiede bestehen. F. Lütge hat ja durch eigene Forschung gerade die Verhältnisse in Mitteldeutschland gründlich aufgeklärt. Ihm gilt auch unser besonderer Dank für die Herausgabe des Werkes v. B.s, das jedenfalls ein interessanter und wertvoller Beitrag zur Agrargeschichte des deutschen Mittelalters ist. Wir können nur lebhaft bedauern, daß der große Forscher gerade dieses Kapitel nicht mehr vollenden konnte, da seinem Urteil da besondere Bedeutung zukommt. Auch der rühmlichst bekannte Verlag hat sich mit der Drucklegung ein neues Verdienst um die deutsche Wissenschaft erworben.

Alfons Dopsch  
Wien

Georg v. Below, Geschichte der deutschen Landwirtschaft des Mittelalters in ihren Grundzügen. Aus dem hinterlassenen Manuskript herausgegeben von Dr. habil. Friedrich Lütge. Verlag von Gustav Fischer in Jena 1937. 8°, 224 Seiten. Preis gebunden RM 4.50, geb. RM 6.—

2.

## Eine Verherrlichung der Renaissance

»Die Renaissance« von Schaller ist gewissermaßen Fortsetzung und Abschluß der Bücher desselben Autors über »Die Weltanschauung des Mittelalters« und »Die Reformation« (vgl. »Geistige Arbeit« 1935 Nr. 3 und Nr. 6). Anders aber als die beiden früheren Arbeiten bietet die über die Renaissance in manchen Abschnitten weniger eine objektive Einführung in die behandelten Themen als die persönliche Auffassung Schallers über das, was er unter Renaissance versteht. Bedenken erwecken schon die Bezeichnung der Renaissance als »Sammelname der europäischen Kulturgeschichte der frühen Neuzeit bis etwa 1648« und die Einschätzung der Renaissance als »vielleicht den Höhepunkt aller menschlichen Kulturgeschichte«. Auf vieles wird eingegangen, was der Renaissance noch nicht, und vor allem, was ihr nicht mehr, oder überhaupt nicht zugehört; andererseits wird manches übergangen oder nur flüchtig gestreift, dessen eingehendere Darstellung man erwartet. Es fehlt auch nicht an inneren Widersprüchen, so wenn — mit Recht — die Reformation in Gegensatz zur Renaissance gestellt wird, aber dann doch Leistungen und Persönlichkeiten gerühmt werden, die in erster Linie in der Reformation und nicht in der Renaissance wurzeln. Das Verhältnis vom Spätmittelalter zum Barock ist verkannt, er ist in seinem Wesen, wenigstens in Deutschland, diesem weit näher als der Renaissance. Anregend ist aber diese von umfassender Belesenheit und von selbständigem Urteil zeugende Studie doch in allen ihren Teilen.

Dr. J. Bühler  
München

Die Renaissance. Von Heinrich Schaller. 189 Seiten. München, E. Reinhardt, 1935. Geh. 6.60 RM.

3.

## Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn Friedrich<sup>1)</sup>

Die aufschlußreiche erstmalige Publikation der zum Teil in der Literatur unbekannt gebliebenen Akten des Prozesses gegen den Kronprinzen und Leutnant Katte läßt uns das Geschehen der dramatischen Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn so unmittelbar erleben, wie es bisher durch keine Darstellung erreicht wurde. Neue wesentliche Züge vervollständigen das Bild des jungen

Friedrich und seiner ersten politischen Handlung. Die ausgezeichnete Einleitung des Herausgebers führt uns zu einem tieferen Verständnis des Prozesses von 1730. Der größte Vater-Sohnkonflikt im Hause Hohenzollern wird von Hinrichs nicht von der Seite Friedrichs allein aus betrachtet, wie es Koser in seiner glänzenden Jugendgeschichte des Großen Königs mehr oder weniger einseitig getan hat, sondern der künftige Biograph Friedrich Wilhelms I. spürt den Gründen des uns grausam erscheinenden Verhaltens des Königs stärker nach. H. beruft sich zur Rechtfertigung Friedrich Wilhelms vor allem auf dessen kindlichen Gehorsam gegen seinen eigenen Vater, Friedrich I., gegen den er als Kronprinz in scharfer Opposition gestanden hatte. Die knappe Einleitung hat die Diskussion um diesen Prozeß auf eine höhere Stufe gestellt.

Eine endgültige Auswertung der Akten werden wir vom Herausgeber selbst in der hoffentlich bald erscheinenden Biographie Friedrich Wilhelms, der bis heute noch keine würdige, wissenschaftlich fundierte Darstellung gefunden hat, erwarten können.

Dr. G. Oesterreich

<sup>1)</sup> Carl Hinrichs: Der Kronprinzenprozeß Friedrich und Katte, 195 Seiten, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg [1936]. Geb. RM 6.80

4.

## Quellen zur deutschen Politik Österreichs

Der vierte Band der »Quellen zur deutschen Politik Österreichs 1859—1866« umfaßt die Zeit von März 1864 bis August 1865. Sein Hauptthema bildet demnach die schleswig-holsteinische Frage in ihren Phasen von den Londoner Konferenzen (April bis Juni 64) über den Wiener Frieden (Oktober 64), dessen Unterzeichnung die letzte Amtshandlung des Grafen Rechberg ist, bis zur Konvention von Gastein. Durch diesen Vertrag wurde die Divergenz der beiden Kabinette in der schleswig-holsteinischen Frage, — Annexionswünsche Preußens, erneute Annäherung Österreichs an die Mittelstaaten —, noch einmal überbrückt und die künftige Stellung der Elbherzogtümer durch ein Provisorium geregelt.

Auf Grund einer Vereinbarung mit dem Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, das die Herausgabe der preußischen Aktenpublikation übernommen hat, bringt die Publikation von Srbik keine Akten der Berliner Archive mehr. Mit wenigen Ausnahmen ist dieser Grundsatz schon in dem vorliegenden Band durchgeführt. Enthalten sind noch die Immediatberichte des preußischen Gesandten in Wien, Freiherrn von Werther, an König Wilhelm, Nr. 1871 und 1949 (der erste ohne Bismarcks Randvermerk); ferner die Berichte Nr. 1913, 1986 und 2029. Das Telegramm 1987 findet sich in Band V der A. P. P. als Anmerkung zu Nr. 476; der Bericht Nr. 2014 in wesentlichen Teilen als Fußnote zu Nr. 499. Bedeutsam ist,

im Zusammenhang mit Nr. 2152, der erste von Blome nach Gastein gebrachte österreichische Vertragsentwurf (abschriftlich im Auswärtigen Amt, Berlin).

Walter Schwerdtfeger  
Berlin

<sup>1)</sup> Quellen zur deutschen Politik Österreichs. Bd. IV. März 1864 bis August 1865. (Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts, Bd. 32). Unter Mitwirkung von Oskar Schmid herausgegeben von Heinrich Ritter von Srbik. XXIII u. 834 Seiten. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg und Berlin.

5.

## Friedrich der Große und Maria Theresia<sup>1)</sup>

Carl Hinrichs, dem wir hiermit innerhalb eines Jahres die zweite wichtige Bereicherung des Friederizianischen Schrifttums zu verdanken haben, legt in mustergültiger Form die Berichte des preußischen Gesandten am Wiener Hof an Friedrich den Großen vor. Es bereitet einen seltenen Genuß, diese sorgsam ausgewählten Meisterwerke diplomatischer Schilderungskunst zu lesen. Maria Theresia und ihr Gatte, ihre leitenden Minister und vertrauten Ratgeber, der ganze Hof werden zum Leben erweckt. Mit erst 27 Jahren trat Podewils den damals schwierigen Posten der preußischen Diplomaten nach dem Dresdner Frieden an und konnte er sich auch wegen der allzu großen Ungunst der Verhältnisse gegenüber der wachsenden Unzufriedenheit Friedrichs nicht halten, so beweisen die auch vom Könige gelobten Berichte doch, daß Podewils zu den begabtesten Diplomaten gehörte und auch die vom Herausgeber oft herangezogenen österreichischen Quellen z. B. die Denkschriften von Maria Theresia, die das ganze Buch wertvoll ergänzen und abrunden, zeigen die Richtigkeit der Beobachtungen des jungen Gesandten. Mit tiefem Verständnis schildert P. Charakter und Wesen des Grafen Haugwitz, des großen Reformators der Staats- und Finanzverwaltung Österreichs nach preußischem Vorbild. Auch die übrigen Porträts sind als äußerst gelungen zu bezeichnen. Die 25 ganzseitigen Kupferstiche zeugen vom Bemühen des Verlages, dieses anläßlich seines 400jährigen Bestehens herausgebrachten Werkes würdig auszugestalten. Verlag und Herausgeber können beglückwünscht werden.

Dr. G. Oesterreich

<sup>1)</sup> Friedrich der Große und Maria Theresia. Diplomatische Berichte von Otto Christoph Graf v. Podewils. Herausgegeben von Carl Hinrichs. 156 Seiten. R. v. Deckers Verlag, G. Schenck. Berlin 1937. Geb. RM 6.85

6.

## Das Habsburger Reich

G. Roloff gibt in dem in der Sammlung Götschen erschienene Buch »Das Habsburger Reich. Von seiner Entstehung bis zu seinem Untergang« einen Abriß der österreichisch-ungarischen Geschichte. Das Schwergewicht liegt auf der Darstellung des 19. Jahrhunderts bis zum Weltkriegende (3. und 4. Kapitel). Die Frühzeit (1. Kapitel: Territoriale Zeit bis 1475) ist recht summarisch und im wesentlichen nur in Hinblick auf die territorialen Veränderungen — die naturgemäß auch in den übrigen Teilen stark im Vordergrund stehen — behandelt. In der Aufzählung der Problematik, die dem Staat im historischen Ablauf aus der Vereinigung der verschiedensten Gebiete und Völker erwuchs, liegt die Stärke des Buches. Zu bedauern ist das Fehlen von Karten, die gerade bei der Darstellung der Geschichte des Habsburger Reiches unbedingt notwendig sind.

I. Pr.

G. Roloff: Das Habsburger Reich. Von seiner Entstehung bis zu seinem Untergang. Sammlung Götschen 1202. Walter de Gruyter & Co., Berlin, RM 1.62.

Soeben erschienen:

### Geschichte des chinesischen Reiches.

Eine Darstellung seiner Entstehung, seines Wesens und seiner Entwicklung bis zur neuesten Zeit. Von O. FRANKE. Groß-Oktav.

III. Band: Anmerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu Band I und II, Sach- und Namenverzeichnis. VII, 576 Seiten. RM 42.—, geb. RM 44.—.

Verlangen Sie unseren Prospekt!

Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35



Dr. HORST RÜDIGER, Hamburg

## Dilthey und Burckhardt

Wilhelm Dilthey und Jacob Burckhardt, der deutsche und der schweizerische Theologensohn, gehören noch heute, ein Vierteljahrhundert beziehungsweise vierzig Jahre nach ihrem Tode, zu den einflußreichsten und am meisten gelesenen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts. Ihre Arbeitsgebiete waren verschiedener Art: Dilthey ist sowohl bei den Theologen wie bei den Philosophen und Pädagogen in die Geschichte der Wissenschaften eingegangen; Burckhardts Name ist in der Kunstgeschichte, besonders aber in der von ihm recht eigentlich zur vollen Wirkung gebrachten Kulturgeschichte unsterblich geworden. Beide aber berühren sich als Historiker, ja als Historiker haben sie eine unmittelbare literarische Begegnung gehabt, die von einem schmalen Bezirk aus ihr ganzes Wesen erhellt.

Im Jahre 1859 war Georg Voigts Werk über »Die Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus« in 1. Auflage erschienen, ein Buch, dessen wissenschaftlicher Wert noch heute in mancher Beziehung unübertroffen ist. Sein Erscheinen hatte ein allgemeines Interesse an der behandelten Epoche der italienisch-europäischen Geschichte zur Folge, und so war es nur natürlich, daß der im folgenden Jahre herauskommende »Versuch« Jacob Burckhardts, sein noch heute berühmtestes und immer wieder aufgelegtes Buch über »Die Kultur der Renaissance in Italien«, das Aufsehen der gelehrten Welt erregte.

Auch Wilhelm Dilthey, damals noch Privatdozent der Philosophie in Berlin, las das Buch des Baslers und rezensierte es zwei Jahre nach dem Erscheinen in einer 6 Druckseiten umfassenden Besprechung der Berliner Allgemeinen Zeitung, die uns heute durch die Ausgabe seiner Gesammelten Schriften (XL Band, S. 70ff.; im Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin) wieder leicht zugänglich ist. Diese Rezension gehört zu den aufschlußreichsten Jugendaufsätzen Diltheys; wird in ihr doch der ganze Gegensatz zwischen dem auch als Historiker dem Protestantismus und seiner Weltanschauung treugebliebenen Gelehrten und dem künstlerisch veranlagten Humanisten Burckhardt deutlich.

Dilthey geht in seiner Betrachtung davon aus, daß noch Ranke die Blütezeit der italienischen Kultur »nur wie ein Ferment der allgemeinen Kulturentwicklung« sah, während es Burckhardt gelang, den nationalen Charakter und den nationalen Ursprung der italienischen Renaissance nachzuweisen. In diesem Ergebnis stimmt Dilthey mit dem Verfasser überein; auch er übernimmt die eine wesentliche Erkenntnis Burckhardts, daß nämlich die »Wiederbelebung« des Altertums in der Tat nur das Attribut zur national-italienischen Substanz der Renaissance-Kultur ist.

Aber schon bald äußert Dilthey sein unumwundenes Mißfallen mit der Methode, die Burckhardt anwendet. »Sie ist die erste konsequente Durchführung einer kulturhistorischen Behandlung in Deutschland... Wenn anders das Wesen dieser Behandlung ist, daß sie überall an die Stelle der einzelnen Ereignisse das Zuständliche setzt. Es springt in die Augen, welches die große Gefahr dieser Umsetzung ist. Indem

das zeitliche und ursächliche Ineinandergreifen der Momente einer Begebenheit aufgelöst wird, scheint die Geschichte in Atome, im besten Falle in unter allgemeine Gesichtspunkte gruppierte Atome zu zerfallen.« Zwar schränkt Dilthey diesen Vorwurf hinsichtlich Burckhardts Werk etwas ein, indem er bemerkt, Burckhardt habe versucht, »Zustände in derselben Weise auf ihre Ursachen zurückzuführen, in der es die politische Geschichte mit den Begebenheiten tut; aber recht gelungen scheint ihm das Unternehmen nicht. Es finden sich schon hier die Vorwürfe gegenüber Burckhardts Schaffen, die ihm bis heute immer wieder gemacht worden sind: er sei »geistreich«, »ästhetisch«, er huldige einem »historischen Skeptizismus«, er sei »zuweilen etwas zu künstlich« und dergleichen mehr.

Wie es mit allen kritischen Bemerkungen zu gehen pflegt, so kennzeichnen auch Diltheys Einwände weniger die Mängel der Burckhardtschen Darstellung (die wie jede bedeutende geistige Leistung nur der immanenten Kritik zugänglich ist) als vielmehr den Standpunkt des Kritikers. Dilthey sieht im kausalen Zusammenhang das »kompakte Gerüst« der Geschichte. Wo der Historiker diesen Zusammenhang nicht mehr darstellt, wo er vielmehr in Burckhardts unvergleichlicher Weise Bild um Bild, Zug um Zug, ja Strich um Strich zum Ganzen zusammenfügt, löst sich das »kompakte Gerüst« auf, und es entsteht die Dilthey so verhaßte »gestaltlose Masse«, die lediglich ästhetische Reize gewähren kann. Man sieht, worauf Dilthey hinaus will, ohne es ausdrücklich zu bestätigen: Für ihn verläuft die Geschichte im Aufeinander von Ursache und Folge; hier hat sie ihren Sinn, der nicht

durchbrochen werden darf, wenn das geschichtliche Leben seinen Inhalt und seinen Wert behalten soll. — Anders Burckhardt. Er vermag in der Geschichte jenen kausalen Zusammenhang nicht zu erkennen; nach unerforschlichen Gesetzen sieht er im geschichtlichen Leben das Wirken des Schicksals, der blinden Göttin. »Unser Ausgangspunkt«, heißt es in den Weltgeschichtlichen Betrachtungen, »ist der vom einzigen bleibenden und für uns möglichen Zentrum, vom duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird.« Den Menschen in seiner Einmaligkeit trifft das Schicksal; der kausale Zusammenhang ist außer- und übermenschlich. In ihm wird der Mensch Maschine, Rädchen im Geschehen des großen Weltenlaufes, und er verliert die Würde seines Handelns und seines Leidens. Burckhardt hätte Dilthey denselben Vorwurf machen können, den er Hegel macht: seine Geschichtsbetrachtung sei »ein keckes Antizipieren des Weltplanes«.

Es wäre flach, wenn man Burckhardt im Gegensatz zu Diltheys sinngebender Geschichtsbetrachtung einfach einen Vertreter jener Anschauung nennen würde, die in der Geschichte den Ausdruck absoluter Sinnlosigkeit sieht. Der Gegensatz liegt tiefer und ist wie die meisten derartigen Auseinandersetzungen im vorigen Jahrhundert auf religiöse Unterschiede zurückzuführen. Dilthey ist in seinem Geschichtsdenken unbedingter Christ, ja man möchte meinen, sogar jene eigentümlich protestantische Haltung wiederzuerkennen, die sein Freund Graf Yorck vertritt. Die Geschichte und damit das gesamte menschliche Leben würde für ihn und für sein geschichtsbegeistertes Jahrhundert allen Sinn verlieren, wenn der Mensch nicht die Gewißheit einer kausalen, logischen, geordneten Aufeinanderfolge der Begebenheiten hätte. Ohne sie müßte er — als Christ, als protestantischer Christ — die »Auflösung aller Geschichte«, das Chaos erwarten.

Anders Burckhardt. Er ist, um Goethes Wort über Winckelmann anzuwenden, ein »gründlich geborener Heide«, noch dazu mit dem abgründigen Mißtrauen gegen die Geschichts- und Entwicklungsbegeisterung des 19. Jahrhunderts, das in Nietzsches Baseler Umgebung besonders gut gedieh. Als Heide, das heißt als einer der wenigen modernen Vertreter des antiken Schicksalsglaubens, war er gegen alle Geschichtskonstruktionen bedenklich, die sich vermaßen, »einen Weltplan zu verfolgen«. Für sein religiöses Empfinden war dieser Versuch nicht nur durch seine grundsätzliche Vergeblichkeit zum Scheitern verurteilt, sondern bedeutete geradezu ein Sakrileg. Für Dilthey ist Geschichtswissenschaft nicht ohne klare Systematisierung denkbar, wenn sie nicht in »allzu fein sublimierte ästhetische Bildung« abgleiten soll; Burckhardt liebt den Reiz des Zufälligen und Unabsichtlichen. Er hat gleichsam seine innere Freude daran, wenn das rationale Gefüge des Historikers durch den Einbruch irrationaler Mächte erschüttert wird, wenn der Weltplan, den der Protestantismus im geschichtlichen Ereignis zu erkennen meinte, ja sogar vorherzubestimmen glaubte, am Ende das Geheimnis des Schicksals bleibt.

Dilthey und Burckhardt stehen sich als Geschichtsphilosophen diametral gegenüber. Jener steht in der Tradition christlich-protestantischer Weltauffassung, dieser in der Überlieferung des Humanismus.



### KUNSTWISSENSCHAFTLICHE STUDIEN

Im Jahre 1937 bisher erschienene Bände:

XIX: Suse Pfeilstücker

SPÄTANTIKES UND GERMANISCHES KUNSTGUT IN DER FRÜHANGELSÄCHSISCHEN KUNST

Nach lateinischen und altenglischen Schriftquellen  
244 Seiten Text m. 54 Abb. und 31 Bildern  
brosch. RM 15.—, Ganzleinen RM 17.50

XX: Max H. von Freeden

BALTHASAR NEUMANN ALS STADTBAU-  
MEISTER

126 Seiten Text m. 64 Abb.  
brosch. RM 6.—, Ganzleinen RM 7.50

XXI: Udo von Alvensleben

DIE BRAUNSCHWEIGISCHEN SCHLÖSSER DER  
BAROCKZEIT UND IHR BAUMEISTER HER-  
MANN KORB

124 Seiten Text m. 31 Abb. und 32 S. Bildern  
brosch. RM 6.—, Ganzleinen RM 7.50

XXII: Gerhard Hinz

PETER JOSEF LENNÉ UND SEINE BEDEUTEND-  
STEN ANLAGEN IN BERLIN UND POTSDAM

214 Seiten Text m. 70 Plänen u. Ansichten  
brosch. RM 9.50, Ganzleinen RM 12.—

XXIII: Hans Dietrich Gronau

ANDREA ORCAGNA UND NARDO DI CIONE

Eine stilgeschichtliche Untersuchung. 88 Seiten Text  
und 32 Seiten Bilder  
brosch. RM 6.50

DEUTSCHER KUNSTVERLAG, BERLIN W 35



## KRIEG UND SOLDATEN

1.

### Schicksalsschlachten der Völker

Wenn der Präsident der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, v. Cochenhausen, eine Reihe namhafter Mitarbeiter zusammenbringt, um Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte darstellen zu lassen, so ist die Gewähr vorhanden, daß die kriegsgeschichtliche Lösung der Aufgabe eine hervorragende ist.

Zwanzig Schlachten, beginnend mit der Schlacht bei Salamis und mit der Marne-Schlacht endend, werden geschildert. Jede dieser Schlachten, ob es die Ungarnschlacht d. J. 955, die Schlacht bei Trafalgar, die bei Leipzig, die bei Sedan ist, verändert das politische Bild einer Zeit grundlegend, schafft neue Machtverhältnisse, erringt einem Volke Lebensraum und Wirkungsmöglichkeit. Die Waffen entscheiden Konflikte, deren Entwicklung sich manchmal über lange Zeiträume erstreckt.

In dieser militärgeschichtlichen Darstellung liegt aber nicht der einzige Wert des Buches. Ruhen die Waffen, so bekommt das kulturelle Bild einer Zeit ein anderes Gesicht, so erstreckt sich die neue Ordnung auf alle Gebiete, die im Frieden gedeihen und starken Antrieb zur Entwicklung bekommen. Die Schlacht bei Gaugamela, in der Alexander der Große den Perserkönig besiegt, öffnet Asien dem Griechentum, »von da an wird Alexander die Kraft Europas in die uralte, ruhende des Orients einströmen lassen, damit sie Sauerteig werde zum Gärungsprozeß, und aus europäischen Formen neu geprägt, orientalisches Leben der von ihm gewollten höheren Einheit entgegenreife«. Keine der anderen Schlachten kann sich wohl mit der von Gaugamela an kultureller Bedeutung messen, aber jede hat das gleiche Ergebnis, und die Mitarbeiter v. Cochenhausens haben auch dieses Ausmünden des Krieges in die Werke des Friedens zur Darstellung gebracht, manchmal recht kurz, wo man eine größere Breite gewünscht hätte. Der Krieger muß zu Füßen des Weisen sitzen, um der neuen Lehre, deren Möglichkeit er geschaffen hat, zu lauschen.

G. L.

Schicksalsschlachten der Völker. Herausgegeben von Generalleutnant v. Cochenhausen unter Mitwirkung namhafter Offiziere und Historiker. 240 Seiten. Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig. Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin. Geb. RM 5.80

2.

### Roon

Ein gedankenreiches, sorgsames Buch. Keine Biographie, die leider noch immer fehlt; eine solche müßte auch das darstellen, was hier fehlen mußte, wie es in der Darstellung fast aller großen Administratoren durch Historiker fehlt: die Leistung grade der Verwaltung. Sondern eine ideengeschichtliche

Entwicklung und Einordnung, der Versuch einer Zusammenschau der Einheitlichkeit eines in sich geschlossenen Mannes und ihrer Entfaltung. Die Inhaltsübersicht macht etwas mißtrauisch. Das klingt, für Roon, allzubegrifflich: I. Stellung, Entwicklung und Leistung in der Zeit. A. Die Zeit des Reifens. B. Die Zeit der Leistung; 1. Der General und die Armee. 2. Der Kriegsminister und die Reorganisation. 3. Der Politiker und der Konflikt — womit auch die Zeit der Leistung auf die Jahre 1858—1863 oder 1866 beschränkt wird. C. Die Zeit des Alterns. II. Religion und Staatsanschauung Roons als Wesensäußerung preußischen Dienstes. A. Der Dienst an Gott, als dem absoluten Sein (das klingt wenig nach Roons Frömmigkeitsform). B. Der Dienst an der Geschichte, als dem ewigen Werden. C. Der Dienst am Staat, als der dauernden Form. D. Der Dienst an der Wirklichkeit, als dem unabänderlich Gegebenen. Aber dank reichlichem Zitieren entsteht doch ein lebendiges Bild des Mannes. Und — das ist eine große Erweiterung des bekannten Roonbildes — es wird viel zitiert und verarbeitet auch aus dem, was Roon vor 100 Jahren bekannt machte, den geographischen Jugendwerken des Leutnants und Hauptmanns, dem »Großen Roon« und dem »Kleinen Roon«. Und da ergibt sich ein überraschendes Bild der geistigen Weite der religiösen und philosophischen Entwicklung, viel weiter, als bisher bekannt, weiter als man bei einem Offizier selbst dieser idealistischen Generation und bei einem pommer-schen Konservativen erwartet. Die idealistischen und christlichen Wurzeln dieser Persönlichkeit, aus der ihre Leistung wie auch ihr großartiger Stil erwachsen, werden deutlich; die Wirkung auf Männer wie Perthes, Prinz Friedrich Karl wird erst ganz verständlich. Man wird nicht überall zustimmen — z. B. sind die Formulierungen über Roons Anteil an der Reorganisation oft recht unscharf. Den Nichthistoriker regt es überall zum Nachdenken über Staat, Persönlichkeit, Gott an. Ein dankenswertes Buch.

Hermann Witte, Naumburg a. d. S.

Andrea von Harbou, Dienst und Glaube in der Staatsauffassung Albrecht von Roons. Neue Deutsche Forschungen. Junker und Dünhaupt, Berlin 1936. 138 S. Brosch. RM 6.—

3.

### Deutsche Soldatenkunde

Neben die beiden Werke: »Die deutsche Volkskunde« und »Die deutsche Kulturgeschichte«, die im Verlage des Bibliographischen Instituts (gemeinsam mit dem Verlag H. Stubenrauch) erschienen sind, tritt jetzt die »Deutsche Soldatenkunde«, für die Oberst B. Schwertfeger u. Major O. Volkmann als Herausgeber zeichnen. Diese 3 Werke, neben denen noch andere in Vorbereitung sind, sind nach einheitlichem Plane aufgebaut: Textband und Bilderband.

Das Werk will das »Deutsche Soldaten-tum« zeigen, nicht in der Sondergeschichte des Heerwesens, sondern in einer Verbundenheit mit dem gesamten Volkstum: dem Bauern, Handwerker, Arbeiter, Gelehrten, das eben in der einen oder andern Form die Jahrhunderte hindurch das Soldatenvolk bildet.

Der Inhalt ist zunächst historisch gegliedert: germanische Zeit und frühes Mittelalter, Rittertum, Landsknechte, stehende Heere, Volksheer und Weltkrieg, Berufsheer, Wehrmacht des 3. Reiches usw., daneben treten aber die überaus wertvollen Ergänzungskapitel über: Soldatenbrauch und Glaube, Sol-

datenlied, Soldatensprache, Soldatenkleid u. Militärmusik, die eben die volksmäßige Verbundenheit am auffallendsten zeigen. So ist es doch z. B. charakteristisch, daß im Soldatenlied des Weltkrieges fast 36% allgemeine Volkslieder, 30% Soldatenlieder im engeren Sinn aus der Zeit vor 1890 sind, und alles andere — erotische Lieder, Schlager, Neuschöpfungen usw. jeweils nicht an 10% herankommen. Das Soldatenlied ist zu einem wesentlichen Teile sentimental, und es liebt die Parodie auf die eigene Empfindsamkeit.

Besonders eingehend ist das Kapitel über die »Soldatensprache« von Prof. Otto Mausser, der Herkunft, Alter und Wesen der Sprache untersucht und mit philologischem Rüstzeug an das Problem der »schöpferischen Triebkräfte« und auch der Grammatik herantritt. — Selbstverständlich, daß in der »Geschichte der Soldatenmusik« ihrem eigentlichen großen Schöpfer Wilhelm Friedrich Wieprecht ein Denkmal gesetzt wird.

Der Bilderatlas des Werkes hat wieder den großen Vorzug, vollständig selbständig zu sein, weil der Text zu jedem Bild ausführlich und kulturhistorisch erschöpfend gehalten ist. Hier findet nicht nur der Kenner und Freund des Soldatenkleides und der Waffen, sondern eben auch der Kunstfreund sein volles Genüge.

G. L.

1) Die Deutsche Soldatenkunde. Herausgegeben von Oberst a. d. Dr. phil. h. c. B. Schwertfeger und Major a. D. Erich Otto Volkmann. I. Band. 523 Seiten. II. Band. Bilderatlas. Bearbeitet von Hauptmann Dr. phil. Otto Großmann. Mit 620 Abbildungen, 7 Farbtafeln usw. Bibliogr. Institut A. G. Leipzig, Herbert Stubenrauch, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

4.

### Strategie des Weltkrieges

Die Reihe »Meyers Kleine Handbücher« ist um zwei wertvolle Beiträge bereichert worden, um die »Strategie des Weltkrieges« und den als Ergänzung hierzu gedachten »Strategischen Atlas zum Weltkrieg«, beide von O. E. Volkmann. In knapper, klarer Zusammenfassung ziehen die Kämpfe und Schlachten auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen vorüber, wie sie von den einzelnen Heeresleitungen vorbereitet wurden und wie sie sich entwickelten, die großen Offensiven im Westen und Osten, die Kämpfe auf dem Balkan, das Ringen an der Alpenfront, der U-Boot-Krieg und die Seeschlachten. Deutlicher als beim unmittelbaren Erlebnis des Krieges werden dem zurückblickenden Betrachter Vorzüge und Schwächen der eigenen sowie der gegnerischen Operationen klar, und er erkennt die Unerbittlichkeit im Gang der Ereignisse. Der strategische Atlas, dem ein ausführliches geographisches Namensverzeichnis beigelegt ist, gibt auf 33 verschiedenen großen Karten, auf die im Text hingewiesen wird, die Bewegungen der Armeen an sämtlichen Fronten wieder.

N.-dt.

E. O. Volkmann, Strategie des Weltkrieges — Strategischer Atlas zum Weltkrieg. Bibliogr. Institut, Leipzig 1937. Jeder Band RM 2.60.

5. Auflage

### Das Weltkriegsende

Gedanken über die deutsche Kriegführung 1918

Von Bernhard Schwertfeger

Oberst a. D., Dr. phil. h. c., Lehrbeauftragter für Kriegsgeschichte u. Wehrwesen a. d. Univ. Göttingen und an der Techn. Hochschule Hannover

206 Seiten, Leinen RM 5.80

Akademische Verlagsgesellschaft Athenalon  
Potsdam

ANDREA VON HARBOU

### Dienst und Glaube in der Staatsauffassung Albrecht v. Roons

Broschiert RM 6.—

Junker und Dünhaupt Verlag, Berlin



## Das Weltkriegsende

Nachdem bereits 18 Jahre seit Beendigung des großen Völkerringens verflossen sind, hat sich Oberst a. D. Dr. phil. h. c. Bernhard Schwertfeger<sup>1)</sup> an die schwierige Aufgabe gewagt, die Ursachen des Zusammenbruches der Mittelmächte an Hand von Dokumenten zu klären. Wir verdanken ihm schon so bedeutende Werke wie »Zur europäischen Politik, 5 Bde. aus belgischen Dokumenten«, »Die diplomatischen Akten des auswärtigen Amtes 1871/1914« und »Der Weltkrieg der Dokumente«. Auch bearbeitete er bereits im Jahre 1922 ein wohlhabgewogenes Gutachten über die politischen und militärischen Verantwortlichkeiten im Verlaufe der Offensive von 1918 für den parlamentarischen Untersuchungsausschuß.

Mag das vorliegende Werk auch nicht alle Ursachen des Zusammenbruches behandeln und weitere Forschung vielleicht in Einzelheiten zu anderen Urteilen führen, so wird das Buch doch im ganzen der gestellten Aufgabe vollauf gerecht. Der Verfasser schreibt rein sachlich, niemandem zu Liebe oder zu Leide, vor allem zu dem Zwecke, aus den Vorgängen, die zum Zusammenbruch führten, die richtigen Lehren zu ziehen.

Im Vordergrund seiner Betrachtungen steht das Problem der Kriegsleitung, d. h. der politischen und militärischen Kriegführung.

Das Triumvirat — König, Staatsmann, Feldherr —, das uns in den Einigungskriegen zum Siege geführt hatte, wurde 1914 als historisch gegeben übernommen. 1866 u. 70/71 ließ sich der König als wahrer Führer und Herr die Führung nicht aus der Hand nehmen. Wie er selbst, waren seine Paladine starke Persönlichkeiten. Diese Organisation würde wohl auch im Weltkriege genügt haben, wenn . . . ebenso bedeutende Männer wie 1870/71 die Kriegsleitung gebildet hätten. Aber gleich bei Beginn des Krieges machte der Kaiser den Chef des Generalstabes zum eigentlichen Oberkommandierenden des Feldheeres, ohne freilich damit die Verantwortung für die Führung los zu werden, die ihm durch die Reichsverfassung aufgebürdet war. Seine schon hierdurch geschwächte Autorität mußte noch weiter sinken, sobald ihn Staatsmann oder Feldherr durch die Macht ihrer Persönlichkeit einseitig beeinflussten. Zunächst war freilich der Reichskanzler ein Staatsmann ohne außenpolitische Schulung und kein zielbewußter Kämpfer, der das Wesen des Krieges begriff und gewillt war, alle Kräfte des Staates und Volkes für den Sieg einzusetzen. Und dem »vermeintlichen« Feldherrn fehlte der Glaube an sich und den Sieg. Immerhin behielt der Staatsmann größeren Einfluß, auch als an die Stelle der ersten die zweite O. H. L. trat. Erst mit dem Feldherrnpaare Hindenburg-Ludendorff gewann die militärische Kriegführung die Vorhand vor der politischen. Sie glaubte gezwungen zu sein, sich auch in innerpolitische Angelegenheiten zu mischen, weil der Staatsmann der Kriegführung nicht die erforderlichen Wehrkräfte aller Art zuführte. Damit sank die Autorität des Staatsmannes, aber auch des Obersten Kriegsherrn in bedauerlicher Weise und das Vertrauen in das Feldherrnpaar ließ auch die auf Bethmann-Hollweg folgenden Reichskanzler die außenpolitische Sachlage optimistisch betrachten.

Schon Bethmann hatte im Januar 1917 die Erklärung des uneingeschränkten U-Bootkrieges protestlos zugelassen, obwohl er die großen Gefahren der Verfeindung mit den

Vereinigten Staaten sehr richtig einschätzte. Heute wissen wir, daß es besser gewesen wäre, trotz der Aussicht auf militärische Vorteile den uneingeschränkten U-Bootkrieg nicht zu erklären. Mag auch Wilson beabsichtigt haben, auf Seite der Entente in den Krieg einzutreten, so ist doch kaum anzunehmen, daß er das amerikanische Volk in absehbarer Zeit kriegswillig gemacht hätte. So wäre wenigstens Zeit gewonnen und vielleicht Frankreich auf die Knie gezwungen worden, ehe die amerikanischen Truppen das ausgeblutete Frankreich retten konnten. Jedenfalls ist der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg, der in dem Buche nur kurz erwähnt wird, eine der Hauptursachen für das Weltkriegsende gewesen.

Die Betrachtung des Führungsproblems darf auch nicht außer acht lassen, daß für den einheitlichen Kräfteinsatz der Mittelmächte eine übergeordnete wirksame Kriegsleitung sowohl militärischer wie politischer Art fehlte und dieser Mangel sich gerade in der höchsten Krisis verhängnisvoll auswirkte.

Meisterhaft schildert der Verfasser, wie die oberste Kriegsleitung bis Ende September 1918 ganz in Händen der 3. Obersten Heeresleitung lag, die politische Leitung weder in der günstigen Lage nach den gewaltigen Siegen in Frankreich noch nach den offensichtlichen Anzeichen eintretender Schwäche, ja nicht einmal nach den schweren Rückschlägen diplomatische Schritte unternahm und auch die Oberste Heeresleitung nicht auf eine klare Entscheidung drängte.

Es folgt dann das Kapitel »Das Herbeirufen der Politik 29. 9.—3. 10. 1918«. Diese Überschrift, im Gegensatz zu den Kapiteln »Die rein militärische« und »Die rein politische Kriegsleitung«, könnte, was wohl nicht in der Absicht des Verfassers lag, die Auffassung hervorrufen, als habe die O. H. L. den Krieg ohne politische Unterstützung beenden wollen. Daß dies nicht der Fall war, geht z. B. schon aus den Denkschriften des Obersten v. Haefen vom Januar und Juni 1918 hervor, die die O. H. L. dem Reichskanzler befürwortend zugeleitet hatte. Freilich sollte die darin empfohlene »Friedensoffensive hinter den feindlichen Fronten« keineswegs amtlichen Charakter tragen. Mit Recht war also die O. H. L. über die Forderung Kühlmanns nach diplomatischen Verhandlungen und das den Feinden höchst willkommene Eingeständnis empört, daß der Frieden durch »rein militärische Entscheidung« nicht erreicht werden könne« (Reichstagsrede am 24. 6. 18). Auch innerpolitisch hatte die O. H. L. die Politik oft genug »herbeigerufen« und auch bei den Besprechungen in Spa am 13. u. 14. August der politischen Leitung Gelegenheit zum Eingreifen gegeben. Es fehlte eben der klärenden und willensstarke Staatsmann!

Der Verfasser führt dann aus, wie gegen den Willen des Prinzen Max von Baden auf das strikte Verlangen der O. H. L. und auf Grund ausdrücklicher kaiserlicher Entscheidung das Waffenstillstandsangebot noch vor Bildung der neuen Regierung abgesandt wurde.

Nach diesem verhängnisvollen Schritt, der von der Entente nur als Eingeständnis der Kampfunfähigkeit gedeutet werden konnte, hatte nur noch der Staatsmann in Abhängigkeit von einer defaitistischen Vielköpfigkeit das Wort und unterlag der überlegenen und unehrlichen Diplomatie der Entente. Die energische Mahnung der hier politisch einsichtigeren Feldherren, wegen der entehrenden Bedingungen der ersten Wilsonnoten die Ver-

handlungen abubrechen und für einen erträglichen Frieden weiter zu kämpfen, fand kein Gehör. Ludendorff wurde entlassen. Umsonst der vielfache Hinweis auf Karthagos Untergang — erst Entwaffnung, dann Vernichtung! Schritt für Schritt wich die schwache Regierung vor den Noten Wilsons zurück und ermutigte die Entente zu immer schärferen Bedingungen. »Setzt den Kaiser ab, dann bekommt Ihr einen günstigen Frieden!« In diese Falle ging nicht nur das ausgehungerte Volk, sondern auch ein großer Teil wirklich überzeugter Monarchisten. Der Zwiespalt im Volke war da, und diese günstige Gelegenheit wollten sich die Marxisten nicht entgehen lassen. Sie forderten den Rücktritt des Kaisers innerhalb 24 Stunden und schritten zur Revolution.

Hier taucht die Frage auf, ob bzw. welche Vorkehrungen die politische Kriegführung zur Verhinderung oder schleunigen Unterdrückung eines so volksverräterischen Verbrechens getroffen hatte, zumal schon seit 1917 durch Sabotageakte, Meuterei in der Marine und bolschewistische Propaganda die bevorstehende Gefahr unverkennbar angekündigt war. Ohne Zweifel gehört es doch zu den Hauptaufgaben der politischen Kriegführung, den im Außenkampfe stehenden Staat gegen Angriffe von innen zu schützen!

In der Überzeugung, daß Kaisertum Dienst am Volke sei, lehnte der Kaiser den freiwilligen Verzicht auf die Krone wiederholt ab. Während dieser Kaiserkrise, die vom 30. 10. bis 8. 11. spielte, war es wieder verhängnisvoll, daß der Monarch sich nicht da, wo jetzt der Schwerpunkt der Kriegführung lag, nämlich bei der politischen Leitung in Berlin, sondern bei der O. H. L. in Spa befand und deshalb nicht genügend und nicht rechtzeitig über die Lage orientiert werden konnte. So brach die Revolution in dem Augenblick aus, in dem die letzte Möglichkeit bestand, die entehrenden Waffenstillstandsbedingungen abzulehnen, und der Reichskanzler erklärte den Rücktritt des Kaisers und Königs sowie den Thronverzicht des Kronprinzen in der Überzeugung, hierdurch die Revolution aufzuhalten. Ein schwerer Irrtum! Die Nachricht vom Rücktritt des Kaisers linderte nicht die Bedingungen, sondern nahm dem rachsüchtigen Gegner jede Bereitwilligkeit für weitere Zugeständnisse. Die Unterzeichnung, die das ausdrückliche Versprechen zur Voraussetzung hatte, daß ein Frieden auf Grund der Ansprache Wilsons vom 8. Januar 1918 geschlossen werden sollte, und zu der Erzberger durch eine offene Depesche mit der bloßen Unterschrift »Der Reichskanzler« ermächtigt wurde, kam der völligen Entwaffnung Deutschlands gleich. Dem wehrlosen Reiche gegenüber konnte sich dann der Vernichtungswille der wortbrüchigen Feinde in dem Schanddiktat von Versailles durchsetzen.

Klar, sachlich und spannend führt uns der Verfasser diese Schicksalstragödie unseres Volkes vor Augen, dessen Schwert nach jahrelangem unerhörtem Heldenkampfe kurz nach dem Zeitpunkt zerbrach, wo es nahe am endgültigen Siege war. Die begangenen Fehler läßt er uns zwischen den Zeilen lesen.

Aus ihnen zu lernen, ist für uns Schicksalsfrage.

Generalmajor a. D. H. Franke

<sup>1)</sup> Das Weltkriegsende. Gedanken über die deutsche Kriegführung 1918. Potsdam, Akademische Verlagsanstalt Athenaion m. b. H. 1937. Preis geb. RM 5.80.



## EIN LEBENSBILD:

**Johann Karl Ludwig Engel (1778–1840)**

Dem Reisenden, der zum ersten Mal nach der finnischen Hauptstadt Helsinki kommt, fällt auf den ersten Blick die stilistische Einheitlichkeit ihrer wesentlichen repräsentativen Bauten sowie die Geschlossenheit und Großzügigkeit der architektonischen Gesamtanlage des Stadtkernes auf, und sofern er ein Deutscher ist, drängt sich ihm unwillkürlich der Name Schinkel auf die Lippen. Er hat nicht sehr weit vom Ziel getroffen, es ist Geist der Schinkelzeit, den »die weiße Stadt im Norden« ausströmt, und ein Deutscher, Freund und Studiengenosse Schinkels, hat ihr das Gepräge gegeben. Dieser, Johann Karl Ludwig Engel, wurde 1778 in Berlin geboren. Seine Ausbildung erhält er an der dortigen neugegründeten Bauakademie als Schüler David Gillys zusammen mit dem um drei Jahre jüngeren Schinkel. Das Stocken der Bautätigkeit während der Napoleonischen Zwangsjahre ist der Grund, weshalb Engel Preußen verläßt und in das Ausland geht. Von 1809 bis 1814 ist er Stadtbaumeister in Reval, scheint aber hier keine bleibenden Spuren hinterlassen zu haben. Nach 1814 taucht Engel vorübergehend in Petersburg auf, und 1816 bereits ist er in Helsingfors, seiner bleibenden Wirkungsstätte, der er in den nächsten beiden Jahrzehnten den Stempel seiner künstlerischen Persönlichkeit aufdrückt.

Diese damals wenig mehr als 7000 Einwohner zählende Stadt ist seit 1812 die Hauptstadt des drei Jahre zuvor von schwedischer unter russische Oberhoheit gekommenen Finnland, und als 1819 auch der Sitz der Regierung von der ehemaligen Landeshauptstadt Turku nach Helsinki verlegt wird, ist es das Hauptbestreben der neuen Herren, der Stadt eine ihrer nunmehrigen Bedeutung entsprechende architektonische Ausgestaltung zu geben. Der gesamte Bebauungsplan wird einem einzigen Architekten anvertraut. Die Wahl fällt auf Engel, der 1820 vom Generalgouverneur Graf Steinthal, in das Stadtbaukomitee berufen wird. Wie sehr man ihn geschätzt haben muß, beweist die Tatsache, daß er bereits fünf Jahre später zum Intendanten des öffentlichen Bauwesens ernannt wird. Engel nimmt somit schon 1825 in Finnland die gleiche Stellung ein, die Schinkel in Preußen erst 1839 erhält. Er beginnt sein städtebauliches Amt mit der Erweiterung und baulichen Ausgestaltung des Hauptplatzes der Stadt, des heutigen Senatsplatzes, und um diesen und seine nähere Umgebung gruppieren sich auch die wichtigsten Bauten, die er für die Stadt schafft und die noch heute ihr geistiges, religiöses und administratives Zentrum bilden.

Der erste von Engel ausgeführte Bau ist das Senatshaus, der heutige Reichsrat, das er an der Ostseite des nach ihm benannten Senatsplatzes errichtet (1822). Es folgt in den Jahren 1828–1832 an der gegenüberliegenden Westseite der völlig entsprechende Neubau der Universität, die nach dem großen Stadtbrande von Turku (1827) nach Helsingfors verlegt wird. Ebenfalls an der linken Seite dieses großen Platzes entsteht danach die im Gegensatz zu den beiden anderen Gebäuden mit durchgehenden Halbsäulen und Pilastern geschmückte Universitätsbibliothek. Den Mittelpunkt und krönenden Abschluß zugleich dieser großzügigen Platzanlage bildet die protestantische Hauptkirche Helsinkis, die Nikolaikirche. Leider

wird dieser gewaltige Bau auch das Sorgenkind seines Lebens. Während die Pläne der anderen Bauten anscheinend ohne Widersprüche genehmigt werden, stoßen die Vorlagen für die Nikolaikirche, an denen er seit 1818 arbeitet, mehrmals auf Widerstand. Bis zum Jahre 1839 zieht sich der Kampf um die endgültige bauliche Gestaltung der Nikolaikirche, deren Grundstein 1830 gelegt wird, hin, und als Engel im folgenden Jahr stirbt, ist der Bau erst halb vollendet. Volle zwölf Jahre dauert es noch, ehe er endgültig und mit mancherlei Abänderungen zum Abschluß gebracht wird. Doch die Formensprache Engels, die Einfachheit und Monumentalität, bleibt unverkennbar und darüber hinaus seine große städtebauliche Begabung. Die architektonische Gestaltung des Senatsplatzes, die Anordnung der ihn umgebenden Gebäude sowie die von Engel erst festgelegte Hauptsache des großen freien Platzes durch Errichten der auf hohem Treppenunterbau sich erhebenden Kirche, die als kuppelbekrönter Zentralbau aufsteigt, ist seine Idee und seine größte Schöpfung für die finnische Hauptstadt. Aber noch lange nicht seine einzige. Allenthalben trifft man in Helsingfors auf Zeugen seiner baulichen Tätigkeit. Am Markt, am Beginn der Esplanade erhebt sich der vornehm schlichte Palast des Generalgouverneurs, in dem heute das Außenministerium untergebracht ist. Weitere Bauten Engels in Helsingfors sind das Haus des Generalinspektors, das astronomische Observatorium, das Präfektenhaus, zwei Kasernen und eine Holzkirche. Doch hiermit nicht genug, seine Schaffenskraft wirkt sich im ganzen Lande aus. Er entwirft den Stadtplan für das nach dem großen Brande neu aufzubauende Turku, wo er bereits das astronomische Observatorium errichtet hat, Krankenhäuser entstehen nach seinen Plänen, Rathäuser, Guts- und Villen und eine beträchtliche Anzahl von Holzkirchen, bei denen er an die heimische Tradition anknüpft und den vorhandenen Kreuzkirchentypus zum einheitlichen, von einer polygonalen Kuppel überwölbten Zentralbau umgestaltet, vorbildlich vor allem an der kleinen Kirche von Pyhäjoki. Mit der Architektur allein ist Engels Schaffensbereich noch lange nicht erschöpft. Auch er ist Maler wie Schinkel. Aquarellveduten von seiner Hand geben das alte Helsingfors wieder. Daneben zeigt ihn seine Tätigkeit als obersten Leiter des Bauwesens als tüchtigen Verwaltungsbeamten, zu dessen Obliegenheiten auch die Ausbildung von Architekten für die Baubehörde gehört.

Engel ist nicht der erste in Finnland schaffende deutsche Baumeister, schon vor ihm haben verschiedentlich deutsche Künstler hier gewirkt, so um 1770 der in Turku lebende Christ. Friedr. Schröder, und auch nach ihm tauchen deutsche Namen unter den Architekten auf, bis gegen Ende des 19. Jahrh. die einheimischen Baumeister zu überwiegen beginnen. Aber keiner seiner deutschen Kollegen hat so prägnante und nahezu über das ganze Land sich verteilende Spuren hinterlassen wie er. Auch innerhalb der finnischen Baukunst nimmt Engel eine Sonderstellung ein, denn mit ihm setzt eine neue Periode baukünstlerischer Tätigkeit ein, deren Formencharakter sogar in der modernen Architektur wieder auflebt. Seine Formensprache ist gewiß nicht völlig neu in Finnland, eine ganze Reihe klassizistischer Bauwerke ist vor ihm entstanden, Herrenhäuser und auch öffentliche Bauten. Unter

den letzteren fällt besonders das heute die 1918 begründete schwedische Universität in Turku beherbergende Gebäude auf durch das bei Engel am Senatshaus und an der Universität in Helsingfors wiederkehrende Motiv des in den beiden oberen Stockwerken mit durchgehenden Säulen geschmückten Mittelrisalits. Es ist von seinem Vorgänger im Amt, dem aus Turin stammenden Carlo Francesco Bassi, in den Jahren 1802–1815 nach Zeichnungen des schwedischen Architekten Gjörwell errichtet worden. Aber diese Gebäude bleiben größtenteils einzelne Leistungen. Erst mit Engel setzt das Bestreben ein, im ganzen Land einen einheitlichen Baustil zum Durchbruch kommen zu lassen. Die Formensprache, deren er sich hierzu bedient, ist die eines gemäßigten Klassizismus. Er ist nicht so streng und herb wie sein Lehrer Gilly, erreicht auch nicht die nahezu klassische Größe, die seines Studiengenossen Schinkel Fassade des Alten Museums in Berlin auszeichnet. Seine Bauwerke zeigen die festen Formen der fortgeschrittenen klassizistischen Epoche, in die sich schon Renaissanceelemente mischen. Diesen bleibt er seine ganze Schaffenszeit hindurch treu, ja sogar seine ersten noch aus der Berliner Zeit stammenden Entwürfe, z. B. der 1806 datierte Grund- und Aufriß eines Bäckereigrößbetriebes (Berlin, Staatl. Kunstbibl.), offenbaren schon die gleiche Formensprache. Eine zu anderen Formen fortschreitende Entwicklung, überhaupt starke formale Abweichungen zwischen den einzelnen Bauwerken lassen sich nicht feststellen. Er zollt auch nicht der Gotik seinen Tribut wie Schinkel und die meisten seiner Zeitgenossen. Hierin liegt seine Einseitigkeit aber auch seine Größe, und vielleicht ist gerade diese Einheitlichkeit seiner baulichen Leistung der Grund, daß ihr Geist in der modernen finnischen Architektur wieder auflebt. Zeugnisse hierfür sind die Stadtbibliothek in Turku und das moderne, erst 1931 fertiggestellte Parlamentsgebäude in Helsingfors, wenn dieses auch in dem wenige Jahre zuvor errichteten Stockholmer Konzerthaus einen näheren jüngeren Verwandten zu haben scheint. Dies ist die Bedeutung Engels für Finnland: Er hat, ohne unmittelbare gleichwertige Nachfolger gefunden zu haben, in der neueren Architektur den Grund gelegt zu einer einheitlichen großzügigen Baugesinnung, auf dem die Nachwelt weiter bauen kann. Für den Deutschen aber ist er über die bloße Tatsache seiner Nationalität hinaus in seiner beherrschten, schlichten aber nicht nüchternen, zweckmäßigen und zugleich monumentalen, von Idealismus beseelten Bauweise ein Repräsentant des »preußischen Stiles«, dem er im Ausland ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

E. Nienholdt

**Verlag der „Geistigen Arbeit“ Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woynschstr. 13, Herausgeber: Dr. G. Lüdtke, Berlin**

Anzeigen: Verantwortl. Kurt Dittrich, Berlin, Preise nach Tarif II. Druck Walter de Gruyter & Co., Berlin. Einsendungen aller Art sind zu richten an die Schriftleitung der „Geistigen Arbeit“, Berlin W 35, Woynschstr. 13. Fernsprecher für Schriftleitung und Verlag B 1, 9231. DA: 3500 I. Vj. 37. Die „Geistige Arbeit“, Neue Folge der Minervazeitschrift, erscheint zweimal monatlich (am 5. und 20.). Bezugspreis viertelj. RM 1.50 zuzügl. Versandkosten. Einzelnummer RM 0.25. Bestellungen können in jeder Buchhandlung, beim Verlag (Postscheckkonto Berlin 595 33), in jedem Postamt und beim Briefträger aufgegeben werden.